

# TEXTE

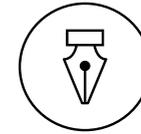
*Preis für junge Literatur*

**KÖNNEN  
WIR  
NOCH?**

Die fünfundzwanzig besten Texte  
Herausgegeben von Anna Braendle

**19**





**TEXTE**

*Preis für junge Literatur*

**KÖNNEN  
WIR  
NOCH?**

**DIE 25 BESTEN TEXTE**

**2019**

*Herausgegeben von Anna Braendle*

## Inhaltsverzeichnis

<b>Grußwort</b> CORNELIUS OBONYA	9
<b>Zum Geleit</b> BILDUNGSDIREKTOR HEINRICH HIMMER	10
<b>Vorwort</b> CHRISTOPH BRAENDLE	12
<b>porzellanherz und honigtropfen</b> ESMA AHMEDI	15
<b>Jazz läuft im Hintergrund</b> ALEXANDRA AIGNER	18
<b>Mutig sein</b> ANNA BAUER	20
<b>Auf Wolken</b> LAETITIA BLAHOUT	24
<b>Frau Holles trauriges Lied</b> KAROLINE BRESCHAR	26
<b>Immer zweimal im Leben...</b> LEONIE DEUTSCHMANN	28
<b>Schmetterlingshaft</b> PAULA DORTEN	36
<b>ungefunden und abgefunden</b> VITA DUIT	41
<b>Bilderbuchinferno</b> LISA GMEINER	43
<b>Neugeburt</b> ANCA IOANA GOANTA	45
<b>Musik</b> PATRICK GREEN	48
<b>Weilen vor dem Fenster</b> DEEKSHA JOSHI	52
<b>Alles ist fremd und neu und anders</b> FANNY KOELBL	54
<b>Abschied und Ende</b> FIONA KREINDL	57
<b>Spuren der Zeit</b> MELANIE KREMNITZER	60
<b>Schneekugel-Automat</b> ELISABETH KUGLER	62
<b>Die Tänzerin</b> PHILIPP LANG	65
<b>Traumfänger</b> MARLENE LEHDORFER	70
<b>In einem fernen Land</b> HANNAH OPPOLZER	73
<b>Des Bäckers Tochter</b> SUSANNA POGACAR	76
<b>Reflexionen</b> LAURA SARK	78
<b>Sternsplitter</b> BERNADETTE SARMANN	81
<b>Eingesperrt</b> LARA SCHABAUER	84
<b>Stilles Dämmern</b> SARA SCHMIEDL	87
<b>Im Zoo</b> URSULA ZAISER	89
<b>Danksagung</b>	93

### IMPRESSUM

Können wir noch? Die 25 besten Texte.

Herausgegeben von Anna Braendle.

Umschlaggestaltung und Satz: zwo / [www.buerozwo.at](http://www.buerozwo.at)

Druck im Auftrag der SOKO Lesen im Stadtschulrat für Wien.

© 2019 Verein Literarische Bühnen Wien.

Gefördert von

## ***Grußwort***

Als Präsident des Vereins „Literarische Bühnen Wien“ möchte ich Sie herzlich begrüßen. Der von dieser Trägerorganisation ausgelobte Preis **Texte. Preis für junge Literatur** möchte anregen und keinen jungen Menschen im Regen stehen lassen, der sich für Literatur und Sprache interessiert. Er möchte erkunden und neue Kundschaft für die Sprache begeistern. Er möchte einladen und einen großen Bauchladen anbieten, allen, die aus den wunderbaren Angeboten der Literatur und der Sprache freien Herzens und nach Lust und Laune wählen möchten.

Der Gründer und Intendant des Preises, Christoph Braendle, steht als Schriftsteller mit der ganzen Kraft seines Könnens hinter der Idee, besonders jungen Menschen einen Bereich zu eröffnen, der für sie sehr wichtig ist. Den Bereich der Kreativität über und durch Sprache, unsere ureigenste Ausdrucksform. Wenn wir als Kinder die ersten Worte finden und sie zu sprechen lernen, dann haben wir den ersten Schritt bereits getan. Den ersten Schritt in eine neue Welt des Begreifens, des Denkens und des Ausdrucks. Von da an bedarf es aber der kontinuierlichen Förderung dieser Gabe, die jedes Menschenkind da so ohne Weiteres bekommen hat. An uns erwachsenen Menschen liegt es ab diesem Zeitpunkt, Kindern den Umgang mit Sprache und damit mit den Gedanken an sich zu ermöglichen. Und im besten Falle entsteht dann etwas, was für uns doch das Wichtigste ist – die Möglichkeit, alles, was gedacht sein kann, auch zu denken und anderen mitteilen zu können. Also Kommunikation.

Wir haben es uns zur Aufgabe gemacht, jungen Menschen eine professionelle Begleitung auf diesem Weg anzubieten. Jugendliche haben unendlich viel Fantasie und sollten nach ihrer Kindheit Anregung erfahren, die Pfade in die eigene Gedankenwelt weiter auszutreten, keine Scheu zu haben, diese innere Welt auch anderen mitzuteilen. Denn so entsteht Literatur. Seien Sie eingeladen zu erkunden, zu erfahren. Seien Sie angeregt.

**CORNELIUS OBONYA**

PRÄSIDENT VEREIN LITERARISCHE BÜHNEN WIEN

## ***Zum Geleit***

Die Bildungsdirektion Wien freut sich über alle Aktivitäten, durch die Talente nachhaltig gefördert werden – so wie das bei **Texte. Preis für junge Literatur** der Fall ist!

Gerne setze ich hiermit die Dokumentationsreihe mit literarischen Talentproben von Schülerinnen und Schülern fort. Die Zahl der mitwirkenden Schulen ist wieder deutlich gestiegen im Vergleich zum Vorjahr. Bemerkenswert ist das Echo im deutschsprachigen Ausland und dass viele Schüler/innen noch im Abschlussjahr ihrer AHS/BHS-Laufbahn an dem Wettbewerb teilnehmen und dann schon Studierende an diversen Universitäten sind, wenn es ins Finale geht. Bemerkenswert ist auch, dass immer mehr BMHS-Schüler/innen an dem Wettbewerb teilnehmen und ganz ausgezeichnet dabei abschneiden.

Man muss diesen künstlerischen Wettbewerb nun schon als einen festen Bestandteil des Wiener Schulwesens betrachten.

Ich gratuliere allen Preisträgerinnen und Preisträgern herzlich – und natürlich freue ich mich über alle Teilnehmenden sehr!

Ich danke besonders dem Initiator und Leiter Christoph Braendle für seinen nimmermüden Einsatz, der ja weit über Organisatorisches hinausgeht – seine Workshops mit den jungen Talenten, für die er wieder namhafte Schriftstellerinnen und Schriftsteller gewinnen konnte, sind geradezu legendär.

Es ist uns eine Freude, mit dem Burgtheater und dem Literaturmuseum der Österreichischen Nationalbibliothek zusammenarbeiten zu können. Die Bildungsdirektion Wien unterstützt diesen Wettbewerb durch die Bekanntmachung an allen Schulen und die Drucklegung der besten Beiträge. Die Veröffentlichung dieser Arbeiten soll ein gutes Beispiel für viele Schülerinnen und Schüler sein, ihre literarischen Talente zu erkunden und zu erproben. Ich halte den Schreibwettbewerb für eine notwendige Ergänzung zu den deutlich pragmatisch ausgerichte-

ten Schreibvorgaben für die Matura. Wir fördern die Lesefähigkeiten unserer Schülerinnen und Schüler. Aber: Lesen und Schreiben stehen in einem engen Zusammenhang, das Vorbild so ausgezeichnete literarischer Leistungen, wie sie hier vorgestellt werden, möge dazu dienen, dass die Beschäftigung mit Sprache in all ihren Erscheinungsformen als ein höchst lohnendes Ziel gesehen wird, wobei der Weg dahin allein schon das Ziel sein kann.

Ich gratuliere den jungen Literaturschaffenden sehr herzlich zu ihren beeindruckenden Leistungen und hoffe, dass es im nächsten Durchgang noch mehr Schülerinnen und Schüler sein werden, die sich auf das Wagnis und die Freude einlassen, sich literarisch zu erproben.

**HEINRICH HIMMER**  
BILDUNGSDIREKTOR WIEN

## **Liebe Autorin, lieber Autor.**

Diese Broschüre ist dir gewidmet. Sie enthält deinen Betrag zum Kreativschreibwettbewerb **Texte. Preis für junge Literatur 2019**, der auch dank dir ein wunderschöner Erfolg wurde mit über 300 Einreichungen, die beweisen, dass entgegen aller Klischees die Fähigkeit, zu schreiben, nicht nur nicht am Aussterben ist, sondern vielleicht sogar einer neuen Blüte entgegensteht.

Absolut beglückend ist es, Jahr für Jahr Begabungen und Talente zu entdecken, zu fördern und sie über eine schöne Weile hinweg begleiten zu dürfen. Vom Verein **Literarische Bühnen Wien** produziert und veranstaltet, hat der von mir geleitete Schreibwettbewerb für junge Leute im Alter von 14 bis 19 Jahren auch heuer wieder gezeigt, wie notwendig und wie beliebt dieses Forum ist und wieso es im Laufe kurzer Zeit internationalen Status erreichen konnte.

Die Arbeit an der deutschen Sprache in ihrer schriftlichen Form ist eine unbestrittene Voraussetzung für eine aufgeklärte, demokratische Gesellschaft. Sprachmächtigkeit zu pflegen und den jungen Leuten eine Plattform zu bieten, auf der sie sich austauschen und weiterentwickeln und ihre zum Teil erstaunlichen Fähigkeiten präsentieren können, macht **Texte. Preis für junge Literatur** zu einem unverzichtbaren Projekt.

Auf dem Weg ins Finale hatten die jungen Leute einen Bewerbungstext zum Thema „Können wir noch?“ einzureichen. Alle literarischen Formen waren erlaubt, die Länge des Textes durfte allerdings 3000 Zeichen inkl. Leerzeichen nicht überschreiten. Aufgrund eines öffentlichen Votings, an dem sich über 6000 Personen beteiligten, und der Beurteilung durch unsere Fachjury erreichten 25 Burschen und Mädchen das Finale – allerdings scheint die Nachwuchsliteratur auch dieses Jahr fest in weiblicher Hand zu sein: es sind 23 Mädchen und 2 Burschen geworden.

Mein Dank gilt der Jury. Judith Fischer, Erwin Greiner, Eva Holzmann, Karin Ivancsics, Vanja König, Barbara Mader, Hanno Millesi, Jana Podbelsek, Sandra Schüddekopf und Peter Wildner widmeten sich mit

enormem Engagement der Aufgabe, aus den 302 Einreichungen jene 25 herauszufiltern, die sie als finalwürdig betrachteten.

Die Finalistinnen und Finalisten konnten über einen Monat hinweg Workshops mit den Autorinnen und Autoren Theodora Bauer, Lisa Cerha, Gustav Ernst, Franzobel, Florian Gantner, Radek Knapp und Mieke Medusa besuchen. In dieser Zeit hatten sie wieder einen Text zum Thema „Können wir noch?“ zu verfassen. Diesmal gab es keine Beschränkung der Länge.

Da wir allerdings der Meinung sind, dass zahlreiche Beiträge, die das Finale vielleicht nur knapp verpasst haben, es verdienen, einem Publikum präsentiert zu werden, organisierten wir neben dem Finale zahlreiche Lesungen in verschiedenen Wiener Bezirken und in Salzburg und St. Pölten. Dazu kamen Workshops in Salzburg mit Vladimir Vertlib und in St. Pölten mit Zoë Jenny. Auf unserer Website [www.texte.wien](http://www.texte.wien) sind fotografische Impressionen aller Lesungen und Workshops zu finden.

Ich möchte mich an dieser Stelle bei unseren Förderern und Sponsoren bedanken. Besonderer Dank gebührt allerdings meiner Frau Anna, die nicht nur die Broschüren zum Wettbewerb herausgibt, sondern immer und immer wieder und in zahllosen Gesprächen entscheidende Ideen entwickelt; Margit Riepl, die von Anfang an meine kongeniale Partnerin in diesem Wettbewerb ist und als kaufmännische und organisatorische Leiterin diesen Wettbewerb so erst möglich macht; Roman Picha für seinen unermüdlichen Einsatz und die vielen wunderbaren Fotografien; und Christoph Nemetz und Thomas Wolf, die als Grafiker und Webmaster Gesicht und Funktion des Wettbewerbs bestimmen.

Der grösste Dank gebührt allerdings dir, liebe Autorin, lieber Autor. Es bedarf des Muts, seine Gedanken ins Licht der Öffentlichkeit zu stellen und sich damit auch der Kritik auszusetzen. Mit dieser Broschüre möchten wir dich ermutigen, deine kreativen Fähigkeiten weiter zu entwickeln und die Freude am Schreiben lustvoll zu pflegen.

## **CHRISTOPH BRAENDLE**

SCHRIFTSTELLER UND INTENDANT  
TEXTE. PREIS FÜR JUNGE LITERATUR

# *porzellanherz und honigtropfen*

ESMA AHMEDI

ich schaue in deine braunen augen  
und denke an die honigtropfen  
die in meinem tee untergehen  
du stehst im türrahmen  
und schwenkst den tee in deiner teetasse  
als könnten deine honigtropfen den teetassenboden schneller  
erreichen als meine

ein paar lichtstrahlen tröpfeln von draußen in deine augen  
du stehst im halbdunkeln, dein weißes hemd auch im halbdunkeln  
sollte dir die teetasse nicht langsam aus der hand fallen  
sollte sie nicht schon längst am parkettboden liegen auf den  
teepfützen  
die du verursacht hast  
und in bruchteile zersprungen sein, so wie du schaut  
so wie die lichtstrahlen dein gesicht treffen  
mit porzellanstücken dazwischen und einer honigpfütze

du hast eine grenze gezogen  
du ziehst oft zähflüssige grenzen, wenn die sonne nicht mehr scheint  
wenn es egal ist, weil der himmel so klar und der honig als  
sonnenlichtersatz  
und irgendwo leuchtet irgendetwas in den himmel hinein  
aber niemals auf dein weißes hemd

du schaust in den tee als wäre er nicht mehr da  
als stündest du seit ewigkeiten im türrahmen im halbdunkeln ohne  
teetasse  
nichts, das dir aus der hand fallen könnte  
dein blick wandert von den honigflecken auf deinem hemd in den  
himmel und sucht

ich weiß, du hast ein herz aus porzellan  
und hältst meinen heißen tee fast nie aus  
ich weiß, deine fingerkuppen sind wie zuckerwürfel  
so süß und fragil  
deswegen immer nur honig  
immer langsam in den tee tropfen lassen

du sagst du wirst dein weißes hemd nicht mehr waschen  
du willst deine hände nicht mehr in warmes wasser tauchen  
man hat dir alle wäscheklammern weggenommen als kind  
man hat dich nie mit wäscheklammern spielen lassen, du hast nie  
gelernt wie man wäsche aufhängt  
deswegen klammerst du dich immer an das nächstbeste an  
und bildest dir ein, verstanden zu haben wie wäscheklammern  
funktionieren

der tee in meinem mund hängt zwischen hals und zunge  
ich kann ihn weder runterschlucken noch ausspucken  
es wird immer kälter in mir drin  
ich glaube, ich verstehe deine fingerkuppen

du willst keine wäscheklammern mehr ausprobieren  
du willst das deiner zunge nicht mehr antun und deinem kopf auch  
nicht  
und jeden abend stehst du im türrahmen wenn es halbdunkel ist  
da sieht man nicht ob du schon im raum stehst oder noch auf der  
türschwelle

ob du überhaupt hinein willst  
man sieht die flecken auf deinem hemd nicht  
ob es weiß ist oder nicht  
du stehst da und schwenkst deinen tee in der teetasse  
hin und wieder denkst du an die wäscheklammern  
hin und wieder verschüttetest du deinen tee  
aber nie liegen halbgelöste zuckerwürfel am boden

ob dir die flecken auf deinem weißen hemd nicht zu viel werden  
will ich dich fragen  
die honigtropfen und das bröckelnde porzellan  
aber dann denkst du an deine kindheit und du schaust wieder in den  
tee und in deine gedanken  
und dann werden es mehr pfützen auf meinem parkettboden  
und das kann ich mir nicht leisten  
so einen kaputten parkettboden voller porzellanstücke

# *Jazz läuft im Hintergrund*

ALEXANDRA AIGNER

Orange, bräunlich, ein helles Braun, aber doch eher bronzefarben mit einem Goldstich, durch das Licht der 40 Watt Glühbirne, die an einem hellen Seil von der Holzdecke hängt und dort mit einer rostigen Metallhalterung befestigt ist. Ein weißer Schimmer und ein verzerrter Blick und dann noch grün, mittelgrün, dunkler als das Gras auf der Wiese hinterm Haus, aber heller als der Fichtenbaum, der neben der Bushaltestelle steht. Und weich, so wie die Kleeblätter, die nicht ganz säuerlich, sondern einfach nach draußen schmecken. Wie du wohl nach dem ersten Glas aussiehst? Wunderschön, mit diesen grünen Augen, die mich in die Welt sehen lassen, in der ich gerne leben würde. So grün, wie das Moos neben einem Wasserfall, das so schön weich und feucht ist.

Glasig, transparent, kleine Körnchen, kaum sichtbar an der 2 Millimeterkante des Glases, nur eine Nuance dunkler als das Grau, das durch die durchsichtige Flüssigkeit von der kalten Fläche strömt, die so wie die Einsamkeit aussieht und auch duftet und auf der sich deine Hände schon so oft abgestützt haben. Wie du wohl nach dem zweiten Glas aussiehst? Bezaubernd, mit diesen roten Lippen, der Lippenstift nicht ganz perfekt, denn da links oben reicht er ein wenig zu weit und das macht dich perfekt. Das Karminrot im direkten Kontrast zu deiner Haut aus Porzellan. Manchmal träume ich dann von dir und von diesen schönen roten Lippen, die mich anlächeln und die ich so gerne küssen möchte.

Blau, wie die Nacht, nur weniger natürlich. Das Grau der Fläche macht das Blau kalt. Es ist ein kaltes Blau. Es ist ein unnahbares Blau. Es ist das Blau, mit dem du dich verabschiedest, denn du konntest dich nie damit anfreunden. Das Licht wirft einen hellen Schein, an manchen Stellen Türkis, an anderen Mintgrün. Alles verschwimmt. Alles

im unnahbaren Blau, das sagt, ich soll doch auch gehen. Wie du wohl nach dem dritten Glas aussiehst? Unvergleichbar, mit diesen zum Dutt gebundenen Haaren, so viele davon lose, hängen sie nur wirr. Zerzaust. Das helle Braun mit den dunkleren Strähnen wirkt mit dem Gelb der Glühbirne Golden. Ich sehe sie von hinten, als du durch die Tür gehst. Nimm mich doch mit.

Rot, ist es Blut oder ist es kein Blut oder doch, oder nicht? Sag's mir, wär's anders, würd' ich mir die Adern aufschneiden, trink dann das. Aussehen tut's gleich. Hast du dir etwa die Adern aufgeschnitten, oder den Hals? Das Rot sieht im Licht noch viel dunkler aus, durch sieht man nicht. Rot, sonst nichts. Dominanz. Wieso nicht Desinteresse? Weil Rot. Rot, so wie das Blut, das ich im Mund schmecke. Wie du wohl nach dem vierten Glas aussiehst? Ich weiß es nicht.

Ich finde dich dann doch hinterm Schuppen, da war ja was. Fahle Augen, bist du etwa ohne mich in die Welt? Ich habe dir doch hundert Mal gesagt, ich will mit. Und der Lippenstift verschmiert, wen hast du geküsst? Deine Haare sind ja auch offen, obwohl du immer gesagt hast, so gefallen sie dir nicht. Hast du da gelogen? Und jetzt liegst du da einfach zwischen den Mülltonnen und machst es dir bequem. Denkst du denn nicht an mich? Warte, ich bring' dir noch was zu trinken, dann reden wir über alles.

# Mutig sein

ANNA BAUER

e i n s-

Das Papier der Zeitung raschelt zwischen deinen Fingern, als du umblätterst. Druckertintenschwarze Finger hast du. Das kommt davon, dass du beim Lesen mit den Fingern immer die Zeilen entlangfahren musst. Aus Angst etwas Wichtiges zu überlesen, die Zeile zu verlieren. Die Details sind wichtig, sagst du immer. Die kleinen Überschriften, die irgendwo am Rande stehen, die liest du gerne laut vor. Wieder Tote bei Kämpfen/ Häusliche Gewalt nimmt zu/ Ölteppich breitet sich aus. Du redest schnell, ich sehe, wie feiner Spucksprühnebel auf das Zeitungspapier rieselt. Wenn du Zeitung liest, dann liest du immer nur die kurzen Artikel. Die, die man gerne übersieht. Besonders die, hast du mir einmal erzählt, darf man nicht ignorieren. Besonders die sind wichtig. Deine Finger umklammern die Zeitung, knicken das Papier. Als dir auffällt, was du tust, legst du die Zeitung auf deinen Schoß und glättest sie vorsichtig. Schließlich schaust du auf. Wir müssen mutig sein, stellst du fest und siehst mich an. Warum?, höre ich mich fragen. Manchmal, da sagst du Dinge ohne Kontext und wenn du das tust, dann verstehe ich nicht. Weil, antwortest du, weil die Welt mutige Menschen braucht. Oder auch: weil die Menschen ängstlich geworden sind. Ich lese jeden Tag von ihrer Angst. In der Zeitung. Deine tintenschwarzen Finger tasten nach meiner Hand, drücken sie. Es ist eine stille Übereinkunft zwischen dir und mir, das mit dem mutig sein.

z w e i-

Im Hallenbad riecht es nach kaltem Chlorwasser. Es gibt einen Sprungturm, dort im Hallenbad, und wir stehen oben. Du vorne beim Sprungbrett, noch wippst du auf und ab, dann springst du schon. Dein Körper wirbelt durch die Luft, du fällst. Das Wasser schließt sich leise

über deinem Körper. Ich klammere mich an das Sprungturmgeländer, kann mich nicht dazu überwinden das Sprungbrett zu betreten. Eine feine Gänsehaut überzieht meinen Arm, ich weiß nicht, ob es an der Hallenbadkühle oder an meiner Angst liegt. Wir müssen mutig sein, meine ich dich zu mir heraufrufen zu hören, aber das rauschende Blut in meinen Ohren verschluckt die Welt. Ich schaue nach unten ins Becken, dein Kopf ist ein kleiner Punkt in einem großen Blau. Hoch ist er, der Sprungturm, zu hoch. Wir müssen mutig sein, denke ich und drehe mich um. Die Metallstufen des Sprungturms sind kalt unter meinen Füßen. Als ich unten ankomme, da stehst du schon da. Warum bist du nicht gesprungen?, fragst du und es klingt vorwurfsvoll. Um deine Füße hat sich eine kleine Chlorwasserlacke gebildet. Weil ich mutig war, sage ich, ich habe mich gegen deine Erwartung gewehrt. Deine Umarmung ist nasskalt, aber das macht nichts.

d r e i-

Das Sonnenlicht fällt in gesprenkelten Punkten durchs Blätterdach. Die Schuhe sind schwer, der Morast klebt an den Schuhsohlen. Die Pflanzen wachsen hoch hier, dir bis zu den Knien, mir bis zu den Oberschenkeln. Das Weitergehen ist mühsam, ein Ast peitscht mir ins Gesicht, ich kneife die Augen zusammen. Wir müssen mutig sein, hast du gesagt und meine Hand genommen und dann haben wir den bekannten Weg verlassen. Anfangs ist es auch schön gewesen, dieses irgendwo sein. Nur umdrehen haben wir nicht mehr können, als es beschwerlich geworden ist. Weil, wenn man auf gut Glück losgeht, dann gibt es keinen Weg, der einen zum Ausgangspunkt zurückführt. Ich bleibe stehen, du auch. Der Wind streichelt grüne Blätter, fährt mir durch die Haare. Wo sind wir?, erkundigst du dich und keiner von uns beiden weiß eine Antwort. Ich merke, wie in dir Panik hochkriecht. Wir müssen mutig sein, denke ich und greife nach deiner Hand. Vertrau mir, bitte ich dich und dann höre ich auf meinen Bauch und ich weiß, er führt uns sicher. Als wir wieder den Kies des Weges unter unseren Füßen haben, atmest du erleichtert auf.

v i e r-

Das Türschloss quietscht, als du die Tür aufsperrst. Das war mein Kinderzimmer, hast du mir zuvor erzählt, und irgendwann habe ich es nicht mehr gebraucht und die Tür geschlossen und nie wieder geöffnet. Du hast mich vor Chaos gewarnt, aber meine Vorstellung ist bei Weitem nicht an das herangekommen, was hinter der Tür liegt. Ein grauer Staubteppich, der wie still gefallener Schnee alles bedeckt. Möbel, Bücher, Spielzeuge. Nur die Konturen lassen mich erahnen, was unter dem Staub liegt. Wir müssen es nicht aufräumen, meinst du, als du meinen schockstarrten Blick siehst. Wir können die Tür auch wieder zusperren und nicht mehr öffnen. Dein Angebot klingt verlockend, aber ich gehe nicht darauf ein. Nein, erwidere ich, wir müssen mutig sein. Es sind mühevollen Stunden in dem Zimmer, das einst deines war. Wir putzen und wischen und saugen und ordnen. Aber als die Ordnung die Oberhand gewinnt, da sehe ich wie sich der Schleier in deinen Augen lichtet. Du siehst die Welt wieder klarer, jetzt wo die Vergangenheit entrümpelt wurde.

f ü n f-

Die Zeitung ist dick heute. Deine Finger fahren aufmerksam die Worte entlang, die in Zeilen gesteckt wurden. Plötzlich richtest du deinen Kopf auf und siehst mich an, du wirkst zerstreut. So wie jemand, der etwas verstanden hat, das ihm zuvor stets entgangen war. Wir sind nicht mutig, sagst du. Ich habe heute nicht nur die kleinen Nachrichten gelesen. Die Großen, die habe ich auch gelesen. Und da habe ich verstanden, dass wir nicht mutig sind. Deine tintenschwarzen Finger krallen sich aufgewühlt ins Zeitungspapier. Ich meine es schon reißen zu hören. Wir sind nicht mutig, schreist du, verstehst du denn nicht?. Ich zucke zusammen. All das Mutigsein müssen und wir waren trotzdem nicht mutig, schreist du und zerknüllst die Zeitungsseite, dann die nächste. Das Geräusch des Papiers tut mir weh, dort im Herzen. Bald liegt ein Zeitungsseitenhaufen vor dir. Eine Lüge war das, zischt du, das mit unserem Mutigsein. Da draußen ist die Welt viel härter. Da

draußen wäre unser Mut Feigheit. Diesmal strecke ich die Hand zu dir aus, aber deine Tintenfinger ergreifen sie nicht. Stille ist eingezogen, hier bei uns. Von diesem Tag an liest du keine Zeitung mehr. Es ist die Angst, die dich gepackt hat.

# Auf Wolken

LAETITIA BLAHOUT

Watte war unter seinen Füßen, ein Kribbeln auf seinen Sohlen. Manchmal versank er in der weichen Masse unter ihm, dann stolperte er oder fiel zu Boden. Aber er lachte jedes Mal nur und stand wieder auf. Die Zeit war stehengeblieben. Eine übermächtige Kraft zog seine Augenlider nach unten und die Watte unter seinen Füßen fand sich auch in seinen Ohren wieder. Aber das alles machte ihm nichts aus. Denn es gab nichts Schöneres, als auf Wolken zu gehen.

Mit einem Knall fiel die Tür in das Schloss und er verfluchte sich. „Da bist du ja endlich“, rief sie ruhig aus dem Nebenzimmer, aber in ihrer Stimme schwang ein Vorwurf mit. Er ging in die Küche, holte sich etwas aus dem Kühlschrank und setzte sich zu ihr an den Tisch. „Es riecht nach Rauch“, sagte er. Dann musste er kichern. „Rauch“, wiederholte er und blies das Wort in den Raum. Sie lachte nicht. Ihr Blick war kalt: „Hast du sie wenigstens mit?“ Wie automatisch fuhr seine Hand in seine Hosentasche, als er sie herausholen wollte. Aber seine Hand griff ins Leere. Er keuchte und fiel aus allen Wolken. Die Zeit war stehengeblieben. Jetzt lachte sie, aber er verstand nicht wieso. Sie warf ihren Kopf nach hinten und ihr Lachen war so kehlig, so laut. „Du bist ein Versager. Was sollen wir jetzt machen?“, fragte sie ihn. „Wir schaffen es auch ohne“, flüsterte er. Sie musste kichern. „Wir schaffen es auch ohne?!“, wiederholte sie belustigt und schleuderte den Satz in den Raum.

„Die Zahlen, die unser Leben bestimmen. Die uns vorantreiben, im selben Takt, auch wenn wir nicht mehr können. Tick-tack, tick-tack, nur so funktionieren wir. Aber jetzt gibt es nichts mehr, was uns festhält. Nichts mehr, was gezählt werden kann. Die Sekunden, Stunden, Jahre werden verfliegen, ohne dass wir sie ergreifen wollen. Wir kön-

nen nicht mehr ohne sie leben!“ Ihre Augen waren starr und ihre Hände zitterten. Er probierte ihre Hände zu ergreifen, aber seine Sicht war bewölkt und er griff daneben.

„Schatz. Ich habe eine Idee“, antwortete er ihr, „wir schaffen das ganze System ab! Anfangs war es hilfreich, aber jetzt ist es eine Last. Wir sind Knechte unserer eigenen Erfindung. Denn es ist nichts als eine dumme Erfindung! Tick-tack, tick-tack, ich kann es nicht mehr hören!“ Die Wolken umarmten ihn wieder und machten ihm Mut, etwas ganz Bestimmtes noch auszusprechen: „Weißt du... vielleicht habe ich sie absichtlich vergessen.“ Sie sprang auf und rannte hektisch hin und her. Seine müden Augen konnten ihren schnellen Bewegungen nicht folgen und er verstand nicht, was sie sagte.

„Halt dein Maul“, brummte er und in ihren Augen blitzten Gewitterwolken auf. Von der Theke nahm sie ein paar Zettel und hielt sie ihm vors Gesicht. Rechnungen. Die Zahlen, die sein Leben bestimmten, wackelten und drohten vom Papier hinunterzufallen. Er wollte sie auffangen, aber es war zu spät. Tick-tack. Er hatte die Geldscheine vergessen. Seine Frau weinte. „Du hast versprochen, dass du dich zusammenreißen würdest. Für uns. Weißt du nicht mehr?“ Nein, er wusste nicht mehr. Vergessen hatte er vieles, in den letzten Monaten, und die Zeit verging so ganz anders hier oben, auf den Wolken. Trotzdem versicherte er ihr, dass alles in Ordnung wäre. „Ich hab's im Griff“, ist jedoch eine sehr zweideutige Aussage, wenn man eine Bierflasche in der Hand hält.

## ***Frau Holles trauriges Lied***

**KAROLINE BRESCHAR**

Ich bitte dich! Wie soll es denn sonst weitergehen? Mein Haus sieht grausam, verwüstet, unordentlich aus. Die Betten sind nicht gemacht, die Türen stehen alle offen, das Essen schmeckt nicht mehr und lange wurde der Abwasch nicht gemacht. Auch meine Wäsche wird nicht richtig sauber, landet noch ganz feucht und faltig in meinem Kleiderschrank. Wie soll es denn so weitergehen? Ich bitte dich, so kann es nicht gehen, so soll es nicht gehen! Das Wetter gehört auf die Erde, die vier Jahreszeiten und die Ordnung. Den langen Tag sitze ich nur da, in meinem Schaukelstuhl, der mich in den Schlaf wiegt, doch nicht beruhigt, nicht verbirgt was sich vor mir abspielt. Zur Gehilfin habe ich sie mir genommen, die Junge, die mir Arbeit abnehmen sollte, die Faule, die nichts taugt, sich nicht bemüht, nichts tut, was sie tun sollte.

Ich habe sie alle gern. Allerlei Menschen liebe ich, konnte ich schon immer gut leiden, aber sie, das geht zu weit. Sie ist faul, nichts als faul, verwöhnt und ignorant. Nicht mehr Marie nenne ich sie. Pechmarie schimpfe ich sie am liebsten, doch hört sie? Nein, das Chaos darf fortbestehen. Dürfte aber nicht, sollte nicht, doch ändern tut sich nichts. Sie streichelt die Polster mit der müden Hand, obwohl man sie kräftig schütteln sollte, damit sich weißer Schnee über die winterliche Erde legt. Das Essen schmeckt nach nichts, sie nimmt sich keine Zeit dafür, sie vergisst das Salz, die Kräuter und lässt es nur allzu oft anbrennen. Ich weiß nicht worauf ich noch hoffen soll. Keine Hilfe ist sie mir, sondern eine Last. Doch selbst tun kann ich es nicht mehr, ich bin alt, verbraucht, müde und schwach. Es ist zu viel, einfach zu viel. Ich wünschte mir nur allzu sehr, sie würde endlich aufwachen, das Chaos sehen, das sie verbreitet, den Müll, den Dreck. Das gehört alles weg! Weg! Weg! Weg!

Dass es ihr gut geht, hier bei mir, das sollte der Lohn für ihre Arbeit sein, doch arbeitet sie nicht. Ich bin wütend, sauer und enttäuscht. Oft schreie ich sie an, halte ihr Standpauken, dass ihr die Ohren dröhnen, doch ihr ist es egal. Immer sagt sie „Jaja, i mach’s ja eh glei“, aber sagen ist nicht tun. Leere Worte, keine Taten. Der Abwasch wartet immer noch und sie liegt verschlafen auf der Couch, während Tiere und Pflanzen verdursten, verhungern, sterben. Die momentane Bequemlichkeit und ihr eigener Vorteil sind alles, was sie interessiert. Wahnsinnig macht sie mich, einfach verrückt, ich schaffe es nicht mehr, will sie am liebsten um die Ecke bringen, will sie raus haben aus meinem Haus. Aber geht das nicht zu weit? Kann es nicht anders gehen? Sollte es nicht anders gehen? Es sollte. Es tut nicht. Es sollte, doch nichts geschieht.

Würde sie doch bloß jemand leiten, diese Pechmarie. Würde doch bloß ein anderer kommen und ihr helfen, jemand mit Fleiß, Zuversicht und Mut, jemand der die Federn fliegen lässt, hinter sich die Türen schließt, sich beim Kochen Zeit nimmt, damit auch wirklich keine Zutat vergessen wird, jemand, der den Abwasch gleich nach dem Essen macht und das ganze Haus, den Garten, alles in Ordnung bringt, aufräumt, aufblühen lässt in seiner alten Schönheit. Würde so jemand kommen, die Person wäre mein Engel, mein Retter, der mich aus dem Wahnsinn hier befreit. Die Person würde ich nicht mit bösen Worten schimpfen, nicht anschreien, finster mit Blicken strafen. Diese Person wäre nicht meine Pechmarie, sondern meine Goldmarie.

„Du, i bin dann weg!“ „Hast du dich um den Abwasch gekümmert?“ „Des mach’ i spada no.“ „Nein, das machst du jetzt! Es ist wichtig, dass du endlich Verantwortung übernimmst!“ „I muass’ jetzt echt los, die andern sand sicha scho alle da.“ „Marie, du bleibst jetzt auf der Stelle stehen!“ „Tschühüss.“

## *Immer zweimal im Leben...*

LEONIE DEUTSCHMANN

Die letzten Strahlen der Sonne fanden ihren Weg zu einer von vielen winzig kleinen Schweißperlen, wo sie sich schließlich festsetzten und glitzernd funkelten. Der Ursprung dieses Phänomens war das rasende Tempo eines Mannes, der unaufhaltsam die Straße hinuntereilte. Seine Schläfen mit einer dünnen Spur seines Schweißes geschmückt, erinnerten ihn unaufhörlich an seine Taten, die ihn in diese Lage gebracht hatten.

Erneut traf seine dünne Schuhsohle den erwärmten Asphalt der Straße. Abermals schüttelte er verächtlich den Kopf, während sich seine Gedanken gegenseitig tadelten.

Wäre er nur etwas schneller mit dem Umpflanzen gewesen, hätte er seine Schicht früher beenden und seine Suche nach einem Restaurant rechtzeitig starten können.

Doch wären seine Kunden erneut von ihm enttäuscht gewesen, hätte er seine Arbeit nicht mit größter Sorgfalt erledigt? Ein wunderschöner Anblick war für sie immerhin so wichtig wie die Luft zum Atmen.

War es dann endlich fertiggestellt und hatte er auf jedes kleinste Detail geachtet, so betrachteten sie sein Meisterstück nur für wenige Minuten, einmal im Jahr. Im besten Fall hinterließen sie eine Kerze, die zu der Harmonie des Kunststückes beitrug, doch selbst diese musste er im Endeffekt wieder entsorgen.

Natürlich hatte er sich unter seinem Beruf als Friedhofsgärtner kein Zuckerschlecken vorgestellt, aber dass ausgerechnet heute, an dem einen Tag im Monat, drei neue Aufträge eingehen würden, zerrte doch ziemlich an seinen Nerven.

Abermals zog er an einem Schild im Aushang vorbei, das die Schließung des Gasthauses erkennbar machte. Ein tiefes Seufzen bestärkte

seine angespannte Bewegung, als sich einige Finger in den herunterhängenden Strähnen seiner Haare vergruben.

Beinahe hätte er den Versuch aufgegeben, noch ein angemessenes Restaurant zu finden, um sich seine begrenzte Zeit anderweitig zu vertreiben, als ihm ein winziger, heller Punkt am Ende der Straße neue Hoffnung vermittelte.

Bei näherer Untersuchung enthüllte sich das hoffnungsvolle Lichtlein tatsächlich als Schild eines Gasthauses, welches ... vollkommen überfüllt war.

Von Verzweiflung übermannt hatte er erneut die Absicht sich abzuwenden, als ihm eine junge Frau, die ganz alleine an einem Tisch saß, auffiel. Ohne zu Zögern ergriff er die Initiative.

„Entschuldigen Sie? Ist neben ihnen noch ein Platz frei?“

Ein freundliches Lächeln zierte seine Lippen, während er voller Hoffnung auf die Frau herabblickte. Diese zog überrascht die Nase aus dem Magazin in ihren Händen, bevor sich ihre Lippen ebenfalls in ein freundliches Lächeln verzogen und sie bejahte.

„Manfred, sehr erfreut!“, erklärte er kurz, nachdem er sich gesetzt hatte, seine Hand ausgestreckt nach vorne haltend. „Sie wissen gar nicht, wie froh ich bin, doch noch ein geöffnetes Restaurant, geschweige denn einen Platz gefunden habe.“

„Louisa, freut mich auch. Sie sagen es! Ich bin auch erst vor wenigen Minuten eingetroffen und hatte solch ein Glück“, erwiderte die Frau mit heller Stimme.

Wenige Minuten verstrichen, als ein Kellner angesaust kam, um die Bestellungen entgegenzunehmen. Wie auch alle anderen einheitlich gekleidet, unterschied sich der Mann äußerlich nur durch seine Gesichtszüge und das Namensschild mit der Aufschrift Diego auf seinem weißen Hemd.

„Bitte, was darf ich Ihnen denn-. Ach, Sie haben aber eine süße Katze auf ihrem T-Shirt, junge Dame!“

Nachdem er sich selbst mitten im Satz unterbrochen hatte, funkelten seine Augen vor Freude auf. Manfred vernahm ein entzücktes Lachen zu seiner Linken, gefolgt von der klaren Stimme Louisas.

„Sie mögen allen Anscheins nach Katzen, liege ich da richtig?“

„Ja, aber natürlich! Wissen Sie, dass Katzen im alten Ägypten als heilig galten. Ich bin dafür, dass wir diese Tradition wieder einführen, ein einfacher Weltkatzentag ist viel zu wenig für diese wunderbaren Geschöpfe“, brabbelte Diego mit einem breiten Grinsen auf dem Gesicht. „Ich habe auch jedes Mal eine kleine Katzenfigur dabei, wenn ich es wieder einmal mit dem Glücksspiel versuche. Ganz tolle Tiere sind das!“

Manfred konnte den Versuch Louisas, sich ein lautes Lachen zu verkneifen, in jeder Faser ihres Gesichtes ausfindig machen, was auch ihn zu einem leichten Schmunzeln veranlasste.

Als Diego seinen eigentlichen Zweck an dieser Stelle erkannt hatte, griff er hastig nach seinem Block und fragte erneut nach der Bestellung.

„Wissen Sie, ich habe eigentlich gar keine Zeit, hier über meine Vorlieben zu sprechen. Wir sind gerade völlig belegt im Restaurant, ich bringe Ihre Gerichte schnellstmöglich vorbei!“

Kaum hatte der letzte Laut seine Lippen verlassen, hastete er auch schon wieder ins Innere des Gebäudes zurück. Nicht einmal eine Sekunde verging, als lautes Gelächter der beiden ertönte.

„Das war ja mal ein interessanter Herr“, meinte Manfred, nachdem er sich wieder gefangen hatte.

„Nicht doch, er war richtig niedlich, wenn auch etwas seltsam“, betonte Louisa und gab einen Seufzer von sich. „Zumindest hat er seinen Spaß am Arbeitsplatz.“

„Sie etwa nicht?“

„Nun ja, selbst wenn man sich unter einer Volksschullehrerin einen entspannten Alltag vorstellt, da man ja mit Kindern zusammenarbeitet, können diese kleinen Gören einen schon mal leicht zur Weißglut bringen.“

„Über Gören könnte ich Ihnen einen ganzen Roman schreiben!“, lachte Manfred bald von Louisas Lachen bekräftigt.

„Bitte, sparen wir uns die Förmlichkeiten und machen wir uns einen schönen Feierabend“, beschloss die Lehrerin kurzerhand, stützte sich mit den Ellbogen auf die Tischplatte und legte neugierig das Kinn auf ihre Hände.

„Dann erzähl’ mal die Geschichte zu einer deiner Kröten.“

” “ “ “

„Ich hätte niemals vermutet, dass man als Friedhofsgärtner solche Nerven benötigt!“, rief Louisa begeistert und hielt sich den Bauch vor Lachen. „Eine Hecke in der Form eines Löwen, du bist wirklich bewundernswert!“

„Ist doch nur die Wahrheit, manche Kunden haben wahrlich schräge Wünsche, ihre Verstorbenen zu ehren.“

Mit einem Schmunzeln nahm er einen Schluck von seinem Mineralwasser und warf anschließend die nächste Bemerkung in den Raum.

„Ich hatte ja auch vor, mich mit Kindern zu beschäftigen, aber die hatten immer Angst vor einem großen, starken Mann wie mir.“

Erfreulicherweise waren die beiden eine der letzten Gäste für den heutigen Abend, ansonsten wären sie bei Louisas lautem Gelächter bestimmt ermahnt worden.

„Du bist mir ja einer! Wenn es mit Kindern nicht funktioniert, gehen wir halt auf den Friedhof arbeiten!“

Entzückt warf sie ihren Kopf in den Nacken und lachte lauthals in die stille Atmosphäre hinein. Auf einmal stockte sie jedoch und starrte mit ernster Miene in Manfreds Augen.

„Wie dramatisch.“

Abermals schallte ihr herzerfrischendes Lachen durch die leeren Gassen der Umgebung. Nachdem sie sich wieder beruhigt hatte, strich sie eine schwarze, heruntergefallene Haarsträhne hinter das Ohr und warf einen Blick auf ihre Uhr. Das schwache Licht der Straßenlaternen stellte nur eine geringe Sichtbarkeit kleiner Dinge zur Verfügung, aber dennoch konnte Louisa den Stand der Zeiger erkennen.

„Ach du meine Güte! Schon halb zehn? Ich muss noch Übungen für die Kinder bereitstellen, das geht sich zeitlich doch nie mehr aus!“

Betrübt ließ sie den Kopf hängen, welcher leicht nach links und rechts schwang.

„Du musst mich entschuldigen, ich habe vollkommen die Zeit übersehen!“, bat Louisa hastig und erhob sich von ihrem Platz.

„Ich sollte auch nach Hause. Danke dir für den tollen Abend“, verabschiedete sich Manfred, nachdem er ebenfalls aufgestanden war. „Hoffentlich sieht man sich wieder.“

„Aber gewiss doch, man sieht sich schließlich immer zwei Mal immer Leben!“

Mit einem letzten Lächeln auf den Lippen verschwand sie ins Dunkel der ewig langen Straße.

“ “ “ “

Einige Wochen verstrichen und schließlich vergaß Manfred, sich bei Louisa zu melden oder ihren Arbeitsplatz aufzusuchen, trotz der ihm vorhandenen Informationen, die ihm beides ermöglicht hätten. Ihm

hatte schlichtweg die Zeit gefehlt, sich einer anderen Tätigkeit als seinen Pflichten als Friedhofsgärtner zu widmen.

Es war ein verregneter Mittwoch, er war gerade auf dem Weg, die Blumen eines prunkvollen Grabes zu erneuern, als ihm die Luft in der Lunge wegblieb.

Seine Augen fest fixiert auf jene sechs Buchstaben vor seiner Nase. Letzten Endes begannen sie langsam nach unten zu wandern.

... und eine der besten Lehrerinnen (laut ihrer Schüler). Sie wird in unserer Erinnerung weiterleben!

Schließlich bemerkte Manfreds Körper den Sauerstoffmangel in seiner Lunge und gab mit einem ruckartigen Keuchen den Startschuss, diese erneut zu füllen.

Doch Manfred schenkte dieser Fehlsteuerung keinerlei Beachtung. Seine Gedanken kreisten um einen ganz bestimmten Satz.

„Man sieht sich immer zweimal im Leben ...“

Seine Stimme war kaum mehr als ein schwaches Hauchen. Hatte sie ihren Abschied absichtlich so formuliert? Manfred entsann sich, dass sich ihr letztes Lächeln an jenem Tag mit all den anderen widersprochen hatte. Auch wenn es kaum erkennbar gewesen war, so hatte er doch einen Hauch von Trauer darin gespürt.

Hatte sie es gewusst?

Mit einem kräftigen Ruck zog er eine verwelkte Pflanze aus dem dazugehörigen Blumentopf heraus.

Hätte sie ihm gesagt, wäre es anders gekommen?

Die zerstörten Wurzeln hingen an den Kanten der Schubkarre herunter, nachdem er die tote Pflanze hineingeworfen hatte.

Oder wusste sie es nicht?

Begleitet von leisem Hieven fuhr er die Karre zu seinem Schuppen.

Hätte er es dennoch verhindern können?

Sein Blick fiel auf eine erloschene Kerze, die er auf einem kleinen Tisch innerhalb der Hütte abgestellt hatte.

Ließe sich die Vergangenheit verändern? Hätte es vielleicht genügt, wenn er mit Louisa in Kontakt getreten wäre oder hätte er sie erst gar nicht nach Hause gehen lassen dürfen?

Wäre es anders gekommen, wenn er seine Zeit anders genutzt hätte, wenn die begrenzte Zeit Louisas anders ausgesehen hätte?

Es verging kein weiterer Tag, an dem er nicht nach jeder Arbeitsstunde innehielt, sich eine der Blumen oder Kerzen aussuchte und sie zu ihrem Grab brachte.

Meist stand er nur stillschweigend davor, oder so wirkte es zumindest. Doch seine Gedanken schrien.

Er konnte es nicht ändern, damit hatte er sich abgefunden. Womöglich hätten sie die Zeit besser nutzen können. Vielleicht war sogar jetzt noch der Zeitpunkt, an dem er seine Zeit verschwendete.

Wieder dachte er darüber nach.

Verschwendet er hier nicht seine Zeit? Wer würde ihm seine Arbeit anerkennen?

Er brachte seinen Handrücken an seine Wange, um sich deren Feuchte zu entledigen.

Brauchte er denn Anerkennung für seine Taten? Sich daran zu erfreuen, etwas Gutes zu tun, ohne etwas dafür zu bekommen? Galt dies stets als Verschwendung seiner Zeit?

Ein leises Schluchzen entflohen seinen Lippen.

„Können wir denn überhaupt noch wissen, wie wir unsere Zeit richtig nutzen sollen, Louisa? Ist nicht alles letzten Endes Verschwendung?“

Er ließ die verwelkte Rose in seiner Hand fallen und ging davon.

# Schmetterlingshaft

PAULA DORTEN

In der Abenddämmerung verschwinden die Blicke aus dem Fenster. Die Blicke aus dem Fenster werden zu Blicken in den Spiegel. Wir sehen uns und das Licht in unserem Raum und den Blick aus dem Fenster nur als dunklen Hintergrund. Hinter dem Spiegel ist es dunkel. Drinnen hingegen brennt das Licht lodernd von der Decke und gelbliche Schirme formen es kreisrund. Von Tisch zu Tisch verschwimmen die hellen Kreise ineinander und der Raum ist von Wärme erfüllt. Aus dunklem Holz sind die Tische, auf den Sesseln liegen die roten Polster plattgedrückt. Die Luft ist rauchig und blass und wo die Staubkörnchen tanzen sollten, schwebt nur das rege Stimmengewirr.

Dann sitzt Hans da. Wenn er aus dem Fenster schaut, sieht er seinen Blick und den Rücken seiner Frau. Die baumelnden Äste bilden die Wasserzeichen. Außerdem sieht er den kreisrunden Tisch an dem er mit ihr sitzt und isst.

Er verabscheut den Salat. Die Kartoffeln sind ihm zu zerkocht. Gelb steht der Salat in der weißen Schüssel vor ihm, bestrahlt von der Lampe dort oben. Das Salz ist zu viel. Er mag den versalzten zerkochten Salat nicht. Die Zwiebeln zu klein. „Besser könnte der Salat nicht sein!“, sagt seine Frau, und ein warmes Lächeln schenkt sie dem Kellner. Hans schaut abschätzig in ihr Gesicht und schüttelt kaum merklich den Kopf. Sie zögert und blickt besorgt. „Scheußlich ist der Salat“, sagt Hans und ein röchelndes Lachen keucht aus seiner Kehle, kratzig tief. Er hustet krächzend und das Husten taucht ein in die zur Faust geballte, rechte Hand.

Der Kellner ist jung. Groß und dünn ist er, auch die Haare trägt er gleichmäßig kurz. Rot ist das Gesicht. Ganz dunkel in der Stirn und heller dann nach unten hin. Mit der Beschwerde weiß der Kellner nichts anzufangen. Die Stimme stockt, als er spricht. Er entschuldigt sich. Die Finger sind lang und die Hände verschwitzt. Als er sie abwischt, an der

hellen Schürze, bleiben dunkle Flecken. Und noch dunkler wird sein rotes Gesicht. Mit großen Schritten verschwindet er von Hans' Tisch. Die Schritte sind federnd und sein Hauch von Nervosität bringt die Schürze zum Flattern.

Der linke Mundwinkel von Hans zieht sich unwillig zur Seite. Er brummt bloß, denn seine Augen sprechen für ihn. Unzufrieden ist Hans' Blick. Weich streicht Elfriedes Daumen über seinen Handrücken. „Schatz“, ihre Stimme ist vorsichtig und leise, auf ihren Lippen liegt ein ängstliches Lächeln. „Musste das sein?“, fragt sie. Ihre Hand sieht aus wie die von einem kleinen Mädchen, die Finger sind kurz und dick. Sie wandern hinauf zu seinen Haaren die ihm schlaff in die Stirn hängen und sie streichen ihm über den grauen Scheitel. Grob fährt er sie an. Dann seufzt er. Ohne etwas zu erwidern, wendet sich Eli ihrem Essen zu. Ihre Augen glänzen matt.

Er verabscheut den Salat. Die Kartoffeln sind in Kernöl getränkt. Er wird den Salat übrig lassen. Steirisch ist der Salat, zu salzig ist der Salat. Hans mag das orangefarbene Gulasch. Der Teller ist tief, fast ist er schon eine Schüssel. Das Gulasch ist fast schon eine Suppe. Dazwischen sitzt das Fleisch, das Hans verschlingt. Ölaugen beäugen ihn von seinem Essen aus. Sie gleiten über die Oberfläche, schlittern erwartungsvoll aufeinander zu und bilden Blasen, die glasig dahin schwimmen. Bloß ist es zu wenig, es ist immer zu wenig und Hans' Lippen glänzen fettig. Er schleckt seine Finger ab. Die raue Oberfläche der Serviette ist von gelben Gulaschflecken besprenkelt. Sie sind von dunklen Rändern umgeben. Hans hat eine der weißen Stoffservietten auf seinem Schoß ausgebreitet. Sein Bauch überragt sie bis zur mittleren Falte. Hans liebt das Fleisch. Er versenkt die Gabel in dem tiefenden Semmelknödel und der saugt sich mit roter Paprikasoße an.

„Herr Ober!“, Hans Stimme ist laut und fordernd, während er das letzte Stück hinunterwürgt. Die öligen Finger schnipsen in der Luft und der Kellner hat ihn gehört. „Noch zwei?“, fragt dieser und die dunkelbraunen Augen wandern von den leeren Krügen zu Hans. „Noch zwei. Eines für die schöne Frau neben mir und eines für mich“, sagt Hans

und grinst und lacht tief und kurz. Der Ober nickt und packt die Gläser mit einer Hand. Eli schenkt Hans einen lieben, vergebenden Blick und er küsst sie auf den Kopf.

Tina mag den Salat. Zwar ist er nicht so gut wie Omas, aber gut ist er immer noch. Sie mag die süßen Zwiebeln und den Geschmack von den weichen Kartoffeln auf ihrer Zunge. Aber trotzdem ist er anders als Omas Salat. Wegen dem Kernöl vielleicht, denkt Tina und sie erinnert sich, dass er dann steirischer Salat heißt. Das hat Mama ihr vorhin noch erklärt. Vorsichtig schiebt Tinas Mama ihr Bissen für Bissen auf die Gabel. Zwischen Daumen und Zeigefinger hält sie das Besteck umschlossen und balanciert das Essen über den Teller hinweg. Wenn sie Tina ansieht leuchten ihre Augen liebevoll. Der Bissen auf der vierzackigen Gabel ist für Mama wie ein Flugzeug und sie macht das passende Geräusch dazu. Brumm brumm, Tinas Mama grinst und Tina rollt in Gedanken mit den Augen. Tina ärgert sich. Sie ärgert sich, weil sie zwar noch ein Kind ist, aber sie ist schon ein großes und das sollte Mama begreifen. So etwas Kindisches findet sie eigentlich schon lange nicht mehr lustig. Tina ärgert sich, aber sie ärgert sich nicht lange. Als sie Mama anschaut und das brummende Gesicht sieht, formen ihre wunden Lippen dennoch einen Halbmond. Bald setzt das Flugzeug auf der Landebahn auf. Einen weiten Weg hat es hinter sich, über die Berge und Täler des Tisches. Durch den gelblichen Nebel ist es geflogen, durch einen Wörter-Wirbelsturm, durch einen Dunst, der nach Wirtshaus riecht, und genau dort sitzt Tina mit ihrer Mama und der Oma. Und kein Wunder, denkt sich Tina, dass der Pilot ihren Mund nicht erkannt hat, in der verrauchten Luft. Im nächsten Moment fängt sie an zu kichern, weil sie das gerade wirklich gedacht hat. Sie hat den Bissen ernsthaft mit einem Flugzeug verglichen. Dabei findet sie das eigentlich kindisch. Tinas Schultern hüpfen, während sie lacht und dazwischen schnappt sie nach Luft. Mama und Oma haben Lachfalten, stellt sie fest und schon landet das Flugzeug in Tinas Mund.

Sie spürt die Schmerzen, aber sie spürt sie schon lange. Lindern tut es das jedoch nicht. Tina kommen die Tränen, aber die kommen ihr bei

jedem Bissen. Jetzt werden die Lachtränen von den traurigen dicht verfolgt. So fühlt sich Essen für Tina an. Es fühlt sich an als würde sie das Besteck zerkaugen und nicht den Salat. Aber Tina hat noch nie wirklich Salat zerkaugt, sondern immer nur scharfe Messer und Gabeln. Deshalb hat sie den Vergleich nicht.

Bei dem Bestellen hat Mama das Übliche gesagt. Tinas Salat ist jetzt mild. Die Hauptspeise die sie sich mit Mama teilt, ohne irgendwas. Der Kellner ist nett gewesen. Der große Dünne mit den kurzen Haaren. „Ein langer Lulatsch,“ hat Oma Tina hinter faltiger Hand zugeflüstert. Oma hat gekichert und Tina damit angesteckt. Tina hat ein neues Wort gelernt. Das findet sie wirklich lustig und Oma hat ihr vielsagend zugezwinkert. Mama hat Oma mahnend angeschaut. Spielerisch hat sich Oma geduckt. Tina ist ein Kieksen entwischt.

Die Seitenblicke von Oma sind besorgt. Das spürt Tina und sie sieht es aus den Augenwinkeln, wie sich die Augenbrauen zusammenziehen. Wenn sie sich umdreht zu Oma und sie anschaut, dann verwandelt sich ihr Gesicht. Dann setzt Oma die Freude auf und die Sorge scheint nur trüb hindurch. Oma lächelt, sie macht die Augen ganz groß und beugt sich ganz nah zu Tina hin, über den runden Tisch hinüber. Fast berühren sich die zwei Nasen, fast zum Kitzeln so nah, und Oma schickt Tina einen Kuss durch die Luft. Tinas Augen leuchten und für einen Moment vergessen Mama und Oma die Sorgen ganz. Omas Hände sind runzlig und ihre Fingernägel sind kurz. Als Kind hat sie immer Nägel gekaut, ständig, sagt sie und deshalb sind die heute noch immer so stumpf. Tina soll nie damit anfangen. Tina könnte niemals Nägel kauen. Tinas Hände liegen in ihrem Schoß. Tinas Hände sind nicht zu sehen. Tinas Hände sind weiß umwickelt. Ihre Hände sind kaum zu gebrauchen. Omas weiche Hände ruhen auf dem Tisch. Immer cremt sie sie ein. Dabei hat Tina sie schon oft beobachtet. Die Creme riecht gut, Tina liebt den Duft. Wenn er in der warmen Luft des Badezimmers schwebt. Mit dem Zeigefinger und dem Ringfinger umschließt Oma den Stiel ihres Weinglases. Darin liegt eine kleine rote Lacke. Ein Achtel Rotwein hat sich Oma vorhin bestellt. Ein Achtel ist wenig, findet Tina. Aber Oma ist eine Genießerin und sie trinkt es nur in Mäuseschlücken.

Wegen Oma sind sie hier. Oma hat Geburtstag. Oma wird schon 68. Weil Oma hier immer mit Opa war. Rehfilet hat er immer gegessen. Mit Preiselbeeren, dunklen, rosa Preiselbeeren, erzählt Oma immer und ihre Augen sind glasig wenn sie von Opa spricht. Wegen Tina und Mama sind sie ja nicht hier. Mama mag verrauchte Lokale nicht. Besonders mit Tina will sie da nicht hin. Doch für Oma geht das einmal im Jahr. Oma lächelt, wenn sie durch die Wirtshaustür tritt und ihren Mantel ablegt. Mama und Tina mögen dieses Lächeln beide gleich. Tinas Mama hat einen Kuchen für Oma bestellt. Ganz heimlich hat sie es dem Kellner zugeflüstert. Verschwörerisch hat dieser genickt. Tina kann es kaum erwarten. Sie liebt die leuchtenden Sprühkerzen. Tina liebt es, wenn sich die Torte mit den Kerzen im Fenster spiegelt. Und sie sich daneben erkennt, die Hände unter dem kreisrunden Tisch. Im Fenster sind Tinas Wunden fast kaum zu erkennen. Die sprühende Torte und Oma und Mama und sich sieht Tina nur, wenn es dunkel hinter dem Fenster ist.

„Du Hans?“, mit ihrer linken Hand bringt Eli den Gurt zum Einrasten. Das Metall ist kalt unter ihren Fingerkuppen. Sie lehnt sich zurück in den weichen Beifahrersitz und streicht über das helle Kunstleder, bis sie mit ihrer auf Hans' Hand liegt. „Das kleine Mädchen, das hast du schon gesehen? Das arme Kind. Sieht man auch nicht alle Tage, nicht wahr?“, Eli hustet und lockert ihren gemusterten Schal. Mit ihren Fingern fährt sie zwischen Stoff und Hals und reißt daran. Hans brummt und entzieht seine Finger denen seiner Frau. Hans Hände umklammern das Lenkrad. Elis Blick ist verletzt und Hans' starr geradeaus gerichtet. Die Scheinwerfer des Autos schmeißen grelle Dreiecke auf den nassen Asphalt. „Muss schrecklich sein, auch für die Eltern, in deren Haut möchte ich nicht stecken, möchte ich wirklich nicht.“ Eli blickt aus dem Fenster. Sie lächelt traurig. Die Scheibe ist angeschlagen und draußen ist es dunkel. Eli schweigt. Hans drückt aufs Gas. Das Navi zeichnet ein bläuliches Rechteck in sein Gesicht.

## *ungefunden und abgefunden*

VITA DUIT

Mitten in der Nacht bin ich aufgewacht und wollte auf einmal zum Mond. Es ist mir schon ein paar Mal aufgefallen, wie er auf meinem Teppich zusammen mit dem Fenster ein Muster malt.

Ich war in so einer Stimmung, da wusste ich zwar, dass es komisch ist, was ich gerade machen wollte, aber ich habe es trotzdem gemacht. Ich bin aufgestanden, habe aus meiner Lade ein paar Socken genommen. Bin die Stiegen hinuntergegangen. Gemeinsam mit einer Jacke und Sneakers habe ich den Umweg zur hinteren Tür, die in den Garten führt, auf mich genommen, die Eingangstür war mir zu laut. Wenn es dunkel ist, kommt mir jedes Geräusch zu laut vor. Ich bin hinaus in die Nacht geschlüpft und habe mich umgeschaut. Die Tür habe ich ganz leise hinter mir zugemacht. Es war schon sehr kalt, aber von der Aufregung war mir ganz warm und ich war so wach, aber meine Hände haben trotzdem gefroren. Meine Ärmel sind zu kurz gewesen, um sie darunter zu verstecken.

Der Garten schien mir gruselig, weil das Licht vom Mond so ungewohnt war, zu hell, ohne wirklich hell zu sein. Irgendwie ist der Mond wie der Heiligenschein der Erde. Meine Schritte waren lautlos auf dem Gras.

Auf der Straße hat sich das Licht vom Mond mit dem von den Straßenlaternen gemischt und mir Umrisse von Autos und Häusern gezeigt. Leider konnte ich auch eine zertretene Schnecke am Boden erkennen. Ich habe mich beleuchtet gefühlt wie ein Ausstellungsstück. Egal, ich will zum Mond.

Eine Straße weiter, dort, wo ich manchmal auf den Bus warte, ist mir glaub ich aufgefallen, dass das nicht geht. Ich meine, vorher hab ich auch nicht wirklich daran geglaubt, aber es war mir egal, und jetzt war

es mir nicht mehr egal. Rückzug. Ich habe in meine rechte Jackentasche gegriffen, wo ich normalerweise meinen Schlüssel lagere, und nur ein Taschentuch gefunden, und in der linken habe ich gar nichts gefunden, und auch sonst nirgends. Der Mond schien mir auf einmal sehr weit weg und auch sehr unwichtig.

Ich habe mich einmal im Kreis gedreht. Alle Fenster, die ich sehen konnte, waren dunkel. Hell waren nur der Mond und die Sterne und die Straßenlaternen und ihre Reflexionen. Bäume schauen viel größer aus in der Nacht. Die kurze Steigung zu meiner Gasse kam mir ganz anstrengend vor, die Aufregung und die Stimmung hatten mich verlassen und jetzt waren da nur noch die Genervtheit und ich.

Auch hinter meinem Fenster war es dunkel.

Ich gerate nicht gerne in peinliche Situationen, wer tut das schon, aber jetzt war ich in einer. Meine Ärmel waren zu kurz und der Mond war so weit weg und die Tür des Hauses, in dem ich ja wohnte, war verschlossen. Hoffentlich denkt niemand, dass ich ein Einbrecher bin, aber irgendwie bin ich das ja auch. Ich kann nicht in ein Haus hinein, in das ich hineinwill. Aber wahrscheinlich sieht mich ja eh nur der Mond.

Auf dem Weg durch den Garten waren meine Schritte wieder lautlos und ich musste mich für eine Herangehensweise entscheiden.

Anläuten ist so laut.

Es war gar nicht so schwer. Glas ist dünn und Steine sind stabil und. Bin ich jetzt wirklich ein Einbrecher?

Es ist sehr warm in unserem Haus, und der Mond malt immer noch Muster auf meinen Teppich. Aber wenn ich das Licht aufdrehe, muss ich sie nicht mehr sehen.

## ***Bilderbuchinferno***

LISA GMEINER

Ein unnötiges Unterfangen, das längst bis auf die Pfeiler heruntergebrannte Haus zu retten zu versuchen. Sinnfrei bis zum Mond und wieder zurück. Sinn-frei. Ich selbst, ein qualmender Nichtraucher, der seine erste – letzte Zigarette bedauert und gleichzeitig bereut. Wiederum ist es mir egal, dass ich zu einem unfreiwilligen Pyromanen wurde, der seine schwindende Unschuld bedauert. Es ist nicht meine Schuld, es ist nicht meine Hütte und es ist nicht meine Tschick gewesen. Mein Körper ist lichterloh in Flammen aufgegangen, aber meine Seele ist im Rauch sitzen geblieben. Das Positivste, das ich im pessimistischen Desaster finden konnte war, dass ich endlich verstanden habe, warum man in fremden Häusern nichts angreift. Schon gar nicht, wenn die Hütte von ein paar experimentierfreudigen Zahnspangenträgern bewohnt wird.

Die Chemiebrüder hätten eben vorher putzen sollen, bevor sie meinten „Einmal anziehen wäre nicht das Große und Ganze.“ Eine Home-Party die nicht mal im Home war, sondern draußen im Pool ohne Wasser mit einem „Burning Man“ zum Abschluss. Innen, die jungen Einsteins, die sich doch eher für witzlose Pointen interessieren und draußen, die mit Muskeln geschmückten Profi-Dummen, die sich mit den halbnackten Weibern ohne Kleidung unterhalten. Am besten fand ich noch den Part, als diese Amateur-Models das bisher größte Feuerzeug ihres Lebens erblickten und natürlich gleich zu handeln versuchten, um den Weibern zu imponieren.

Lange braucht man nicht überlegen, was werden sie wohl unternommen haben?

Feuerlöscher? Wasser? Decken? Jeansjacken? Ein Handy um die Kalender – Feuerwehrmänner zu rufen? Ein Fächer? Die Cola Flaschen aus dem Eck? ... was denn?

Nein.

Unter allen untertriebenen Schwachsinnigkeiten die man nur halbwegs im Kopf haben konnte, warfen sie mir kanisterweise Chemikalien um die Ohren; man konnte förmlich ihre Geistesblitze einschlagen hören. Wie gesagt: Sinnfrei, wurscht und unintelligent bis zum Gehnichts. Dafür werde ICH, die lebende Raubbombe, die wie ein Phönix aus verschütteten Chemikalien hervorging, morgen auf der Titelseite stehen.

Was sie da genau verschüttet haben? Ich weiß es nicht. Ich bin mir aber fast, ziemlich, sehr sicher, dass es kein Tipp-Ex war. Denn Leute wie diese, werden ihre Fehler nie korrigieren.

## *Neugeburt*

ANCA IOANA GOANTA

Ich befinde mich in einer verlassenen Muschel, in der Tiefe eines Wörterozeans. Meine Augen sind geschlossen. Die Einsamkeit erstickt mich ... Meine Gedanken erfassen mich. Ich warte ... ein Gemurmel ... ein Schall ... Ich fühle nichts. Mein Herz ist schon seit langem gebrochen. Der, der dir vor ein paar Monaten Folgendes geschrieben hat, ist daran schuld:

Für mich du bist  
Das bunteste Gemälde,  
Deine Seele scheint  
Aus Rosen gebildet zu sein.  
Das bin ich sicher,  
Dass sie nie verwelken wird.  
Vor meinen Augen,  
Habe ich ständig  
Deine fuchsroten Haare,  
Sie locken mich einfach  
In das Unheimliche.  
Deine Augen sind braun,  
Wie das Marzipan,  
In der Dunkelheit  
Wird dein zartes Gesicht  
Vom silbernen Mond  
In dem Meereswasser reflektiert.  
Während des Regens,  
Würde ich dich  
Unterm Regenschirm küssen.  
Du bist ein Regenbogen  
In meinem Leben,  
Würde gern mit dir  
Nochmals unterm Sternenhimmel tanzen.

Du bist mein wärmster Mantel,  
Ich würde dich  
Ein Leben lang tragen.  
Ich kann den Schmerz nicht mehr aushalten ... Ich brauche ein  
Arzneimittel.  
Der Gesang der Nixen erweckt mich plötzlich zum Leben:  
Liebe,  
Ist das Heiligste.  
Liebe,  
Ist das Gefühl, das mich  
Zum Lachen bringt.  
Liebe,  
Ist die Fotografie,  
Wo Freude am besten  
Dargestellt wird.  
Liebe,  
Ist die physikalische Größe,  
Welche das Wohlsein  
Eines Menschen misst.  
Liebe,  
Ist toller als Magie,  
Da sie ewig dauert.  
Liebe,  
Ist wie eine Batterie,  
Wird jedes Mal aufgeladen,  
Wenn man die magischen Wörter  
„Ich liebe dich!“, sagt.  
Liebe,  
Ist wie eine Gitarre,  
Die Saiten messen ihre Intensität.  
Liebe,

Kann als eine Neugeburt  
Angesehen werden.  
Liebe,  
Ist teurer  
Als das Schloss von Versailles.

Ich öffne meine Augen. Sie sind feucht. Tränen fallen auf meine Wangen. Ich kann schon wieder atmen ... Ich nehme meinen Füller und bekritzle mein Herz mit folgenden Lebensidologien:

Es ist nie zu spät, jemanden zu lieben, obwohl im 21. Jahrhundert die Mehrheit der Menschen nicht mehr den Begriff Liebe kennt. Leider haben sich auch die Kinder von ihren Eltern distanziert. Freunde hast du viele, aber es reicht dir auch einer, den du als ein Familienmitglied betrachten könntest und dem du auch deine dunkelsten Geheimnisse ohne Bedenken mitteilen könntest. Liebe mehr, hasse weniger. Verliebe dich, schließe wahre Freundschaften, reise durch die ganze Welt, wenn diese Tatsache dir Freude gibt. Und das Allerwichtigste wäre das folgende: dein Leben aus allen Kräften zu lieben.

Lieben – können wir das noch?

# Musik

PATRICK GREEN

*„Gib deine Hand, du schön und zart Gebild!  
Bin Freund, und komme nicht zu strafen.“*

Matthias Claudius

In einem Konzert in der ersten Reihe zu sitzen heißt, dass man die totale Körperlichkeit der Musik, die ja sonst als ätherisch gilt, miterlebt. Wenn man entsprechend veranlagt ist, und das ist bei mir der Fall. Zuckende Augenbrauen, zuweilen im Krampf verzogene Münder, die Lippen gestaut und an den Rändern schon zwischen die Backenzähne gedrückt oder gesogen. Oder das charakteristische, verschmitzt-verheißende Aufreißen der Augen in Richtung der anderen Spielenden, im Zuge tropfender Pizzicato, bei denen gemeinsam konzentriert eine brauende Spannung zurückgehalten werden muss. Oder der auf einmal mit erlöstem Lächeln leicht vom Instrument wegneigende Kopf bei einem langen verspielten Triller, der in ein wehendes, leuchtend türkises, alles verschluckendes, alles in sich bergendes Laken aus Dur gleitet. All dies, und zwischen Instrument und Wange gepresste Schweißtücher und nutzlos herumhängende Beine, die im Laufe der Stunden die Position und ihr Arrangement träge und passiv ändern wie treibende Stricke aus Seetang in der Brandung. Es störte nicht meine Erfahrung der Musik, die ich so liebte, es zerbrach mir keine Idylle, sondern bestätigte sie mir.

Natürlich werde ich über das Konzert nichts erzählen, was über allgemeine nüchterne Feststellungen hinausgeht. Die Musik bleibt diesen Momenten vorbehalten und mir. Ich würde an meinen Erlebnissen im Solitären, diesem Raum, den man, wenn man sich recht besinnt, seltener betritt als man denkt, Verrat üben. Den Kosmos, der sich zwischen mir und diesen Gestalten, Gestalten die aus altem Holz fließen und mich in ihren Bann ziehen und alle kleinen Lügen der Welt vergessen

und verachten lassen wie ein warmer Sturm am Abend; ich würde diesen Kosmos betrügen.

Ich erhebe mich also aus der ersten Reihe und gehe, der hell holzgetäfelte Saal ist noch warm vom Applaus, hinaus, freudig betreten angesichts der Tatsache, dass ich meine eigene tiefe Erregung beobachten kann wie ein grasendes Tier auf einer Lichtung. Einige noch Sitzende, die ich passiere, werfen mir freundliche, von leichter Anerkennung schimmernde Blicke entgegen, aus lachfaltengezierten Augen. Ich gehe von meinem Alter als der Ursache dafür aus, doch stelle ich mir vor, dass sie das Tier auch sehen können.

Ich ging mit hallenden Schritten durch ein noch leeres Labyrinth aus hohen Glastüren und schlichten Marmorplatten, dann trat ich, hinter mir das bienenkorbhafte Summen des sich entspannenden Publikums, auf die Treppen an der Front des Konzerthauses. Sie waren künstlich verrostet und durchzogen von Linien aus Chromgeländern, spannten einen breiten Bogen vor der Front des Gebäudes. Ich stand allein auf diesem weiten Ort, sah über den Rasen am Fuße der Stiege auf den Fluss. Fühlte mich betört, die Musik noch auf meiner Haut kondensierend, badete in der klaren warmen Dämmerung. An diesen lauen Juniabenden, in denen sich der kommende Sommer schon sanft und milde flüsternd abzeichnet, vergisst man die Jahreszeiten, denkt nicht, riecht nur; das kühle frische Keimen und das Kommende, losgelöst von Zeit und Raum.

An der Promenade trieben vereinzelt Paare vorbei wie Löwenzahnsamen. Alle waren sie so konzentriert aufeinander, ihre Hände oder Gesichter oder die milchigen Wellen, die an die Promenade schwappeten. Und Niemandem fielen die drei grasenden, riesigen Feldhasen auf, die auf der Wiese vorm Konzerthaus standen und im orangegelben Halogenflutlicht so surreal aussahen als hätte sie ein schwärmerischer Geist hingestellt. Obwohl ich meinen Sinnen immer vertraute, blinzelte, fokussierte ich. Ja, sie waren wirklich da. Nicht hingegangen oder gar dort Zuhause schienen sie in dem dunklen, durch den Tau von orangen Reflexen, glühenden Nadeln gemaserten Grasstück, aus des-

sen üppiger Schwärze leicht verwildert einige hohe tropfenschwere Halme hervorstanden.

Wie meisterhaft konstruierte Messingwesen wirkten sie da auf mich, von der Art, wie man sie in alten Wunderkammern ausstellte. Sie waren lautlos, wechselten manchmal trotzend, gleichmütig und still die Stelle. Und ließen sich nicht stören von den Passanten, als ob sie wussten, dass niemand sie sehen konnte, so wie ich es urplötzlich, sie betrachtend, gewusst hatte. Ich verweilte eine Zeitlang so, ergriffen und leise, nicht vorsichtig, sondern behutsam verweilte ich, wissend, nicht in Gefahr zu laufen, diese Wesen zu verjagen. Wissend gar, in diesen Augenblicken nicht einmal in der Lage zu sein, diese Wesen zu verjagen. Ich war ganz in dieser stillen, vor Konzentration vibrierenden Sphäre versunken, mit ihrem matten petrolfarbenen Himmel, dem trägen Fluss und den bunt leuchtenden Glasbauten am anderen Ufer. Und alles Menschliche, Nüchterne und Unwesentliche hinter einer unsichtbaren schützenden Wand, schemenhaft und unwirklich wabernd ging die Welt hinter ihr weiter und vorbei. Klar und wundersam scharf geschnitten aber sah ich in die bergende Sphäre. Die Welt war mit einem Mal zu einer geheimen Abmachung geworden, an die sich alles stillschweigend hielt, und ich empfand, es überwältigte mich gar, als ich es erkannte, ich empfand Güte, reine Güte von dieser Welt kommend, von dieser Abmachung, an die ich mich halten konnte so wie alles andere sich daran hielt.

Es war schon von weitem zu hören, anfangs hohl und tonlos wie durch ein langes Rohr, doch es kam schnell näher. Ein gepresst-kehliges Männerlachen. So ich es wahrnahm, sank die wabernde Schicht in sich zusammen als hätte man sie fallen lassen, alles glich sich furchtbar aneinander an, die Außenwelt war wieder klarer und die Innenwelt wieder trüber. So konnte ich ihn sehen, einen unteretzten kleinen Glatzkopf, der, sich mit einem Begleiter unterhaltend, die Promenade herunterschlenderte. Er trieb mit seiner Stimme, seinem unscheinbaren Begleiter nachlässig irgendwelche Scherze hinwerfend, Risse in die gute Stummheit der Stiegen und des Rasens. Sie spazierten

weiter, waren dort, wo die Stiegen anfangen, kamen näher, dorthin, wo der Rasen an den Weg angrenzte.

Und nachlässig, wie all die Scherze, die diese Person, dieser Mann seinem Freund hinwarf, war alles auch, nachdem er die Hasen auf dem Rasenstück erblickte.

Er formte seine Finger leichthin zu einer Pistole, streckte sie zielend von sich, sodass sein zu kleines graues Hemd, das am Rücken spannte, Schweiß aufzog, und gab ein paar lächerliche phonetische Schussgeräusche von sich in Richtung der Grasenden. Die aristokratischen Wesen nahmen davon kaum Notiz, nur einen leicht irritierten Seitenblick spendeten sie dem Mann, der achtlos weiterging. Was ich da betrachtet hatte, diese kurze, hingeworfene Handlung, erschütterte mich. Jäh war mein Körper wie mit Essig übergossen, war die Luft in meinen Lungen ungesund bitter und schal wie viel zu kalter Rotwein im Mund, und mein Herzschlag ging aufdringlich, trocken und hart wie Gummisohlen, die immer wieder auf Steinstufen ausrutschen. Als all das geschah, wusste ich.

Weiß ich.

Ich schreite die Stufen hinunter und durchquere den schwarzen Rasen, der Tau durchnässt meine Schuhe. Ich nehme die Pistole, die, die sich diese wertlose Kreatur stumpf in den Händen ausgemalt hat, genau diese Pistole nehme ich aus meiner Jackentasche, so, dass seine Augen noch staunend blicken, mich mit dieser Pistole sehend. Ich stelle mich dem Mann in den Weg, er blickt mich nur an. „Können wir noch?“ frage ich ihn, und setze diesem unwürdigen Leben ein Ende, mit mehreren gedämpften, teilnahmslosen Schüssen, ohne viel Aufhebens. So, dass der erschlaffende teigige Leib zurückgestoßen und die Böschung zum Fluss hinabgeworfen wird.

## *Weilen vor dem Fenster*

DEEKSHA JOSHI

Ich ziehe die Jalousien hoch und blicke aus dem Fenster. Du sitzt nicht auf deinem Standardtisch, neben dem Fenster an der Straßenseite, weswegen ich mich ducken muss, um deine ganze Figur zu sehen. Du trägst einen jeansblauen Minirock, der nur das Nötigste bedeckt und das tägliche Fantasieren erspart. Du hast einen strichlierten kaobraunen Rollkragenpullover an, auf dem die berühmte schwarze Maus mit der roten Hose abgebildet ist, der dir zu klein ist und man deswegen beim Ausstrecken einen zärtlichen Spalt deiner zierlichen Figur bewundern kann. Die Zärtlichkeit deiner Figur und die Blässe deines Teints erzeugen die perfekte Kombination aus Hilflosigkeit und Unselbstständigkeit, die mir, mehrere Meter Wegstehendem, die Sinne raubt. Deine in-Wein-eingetauchten Wangen, die heute sogar mit mehr Farbe brennen als normalerweise, stammen aus derselben Farbpalette wie deine Haare. Deine verlockenden Locken, die mich jeden Tag zum Fenster locken, sind heute hoch zusammengebunden, weswegen man deine kleine Stupsnase und die sich auf ihr befindenden Sommersprossen bewundern kann. Du bist schon wieder in die gelben Gummistiefeln deiner älteren Schwester geschlüpft, die bei jedem deiner kleinen Schritte einen quietschenden Laut von sich geben und mir das Signal setzen, dass du schon mit der Holzgitarre vor der Musikschule stehst und ich mit meinem Kaffee zum Fensterbrett eilen und die tägliche halbstündige Bewunderung genießen kann.

Was bringen dir die 125 Euro im Monat und 28 Minuten Busfahrt von Donaustadt zu deiner Musikschule, wenn ich dir kostenlose Einführungsstunden anbieten und mit meinem Instrument für musikalische Unterhaltung sorgen kann? Ich will in deine Welt eindringen und dir die wahre Musik zeigen. Wir können mit dem Mund musizieren, mit den Händen tanzen und mit dem Leib Symphonien komponieren. Denn meine Faszination für dich übermengt deine Faszination zur Musik in für dich unvorstellbare Weisen.

Wenn ich an unsere Zeit im Park zurückdenke, wie ich bei dem Sandkasten deine Haare aus dem Gesicht streicheln und dabei deinen abgepuderten Hals riechen konnte, werde ich von Emotionen bestürmt, die mir das Aufrechtstehen am Fensterbrett erschweren und manchmal mit Kaffeepatzern auf der Cargohose enden. Aber der Gedanke, dass diese Kaffeeflecken von Knutschflecken ersetzt werden könnten, treibt mich weiter.

Das Weilen vor dem Fenster hat mich ganz heiß und den Kaffee ganz kalt gemacht. Bevor ich mich jedoch in die Fantasiebilder weitervertiefen kann, nimmt deine Mama den Gitarrenkoffer aus deiner Hand. Während sie die Autoschlüssel bereithält, flüstere ich ein leises „Können wir noch...?“ und dann weiß ich, dass ich den Kaffee austrinken, meine Hose hochziehen und die Jalousien herablassen muss.

## *Alles ist fremd und neu und anders*

FANNY KOELBL

Sie erwachte aus einem langen, traumlosen Schlaf.

Sie lag auf dem Rücken und beobachtete aus halbgeschlossenen Lidern die langsam über die Wand gleitenden Schatten der Jalousie. Schließlich wandte sie sich gähmend zur Seite und griff nach ihrem I-Phone. Der Bildschirm blieb schwarz. Sie zog eine Grimasse, aber die Gesichtserkennung ihres Smartphones registrierte sie nicht. Auch Siri antwortete nicht, sprach nicht mehr mit ihr, war vielleicht böse, weil sie vergessen hatte, Siri über Nacht mit Strom zu versorgen. Im ganzen Haus reagierte keine der Lampen und Assistenzleuchten auf ihre Anweisungen. Die Sensoren verweigerten ihren Dienst. Die Kaffeemaschine hatte aufgehört zu brummen, der Kühlschrank zu surren, der Fernseher zu flimmern. Alle Monitore waren dunkel und die Stille war beängstigend. In der Nacht musste der Strom ausgefallen sein, möglicherweise wegen eines Feuers oder Sturms. Zuvor hatte alles vollautomatisch funktioniert, doch jetzt schien es, als wäre mit dem Strom zugleich auch die Lebensenergie aus dem Haus gewichen. Hier konnte niemand mehr leben, wurde ihr klar, hier konnte nichts gedeihen und blühen. Das Haus war ihr auf einmal fremd, der Zauber verflogen.

Sie packte ihren Rucksack und öffnete die Haustür. Heiße Luft schlug ihr entgegen. Vor ihr lag eine weite, bis an den Horizont reichende Steppenlandschaft. Sonst war da nicht viel, nur goldgelb schimmernde, sandige Erde und die Straße. Die eine Straße, die sich schnurgerade in der Ferne verlor. Der Asphalt flimmerte in der Sonne, am Straßenrand ragten braune Grasbüschel aus Rissen und Spalten. Dieser Straße musste sie folgen. Und so ging sie.

Schon nach einer Stunde gewöhnten sich ihre Augen an die Weite und an das grelle Licht, das beinahe senkrecht auf sie fiel. Schweiß

rann von ihren Schläfen herab, durch ihre Sohlen spürte sie die bleierne Hitze des glühenden Asphalts. Ihre einzigen Wegbegleiter waren bunt gefleckte Eidechsen, die im Schatten der Steine neben ihr herliefen und, sobald sie ihnen den Kopf zuwandte, in einer Felsritze verschwanden. Einmal, als sie unter einem verdorrten Feuerbaum saß und gierig aus ihrer einzigen Wasserflasche trank, hörte sie ein leises Klappern und bemerkte aus den Augenwinkeln eine hoch aufgerichtete Schlange. Langsam, und ohne etwas anderes als ihre Hand zu bewegen, griff sie nach einem Stein, den sie auf das Tier schleuderte; und dann rannte sie los, so schnell sie konnte. Als die Nacht kam und die Sonne hinter dem Horizont verschwand, sank auch die Temperatur schlagartig und ein Frösteln ging durch ihren Körper, das von den böartig durch die Ebene fegenden Winden herrührte. Sie kauerte sich zwischen zwei niedrigen Felsen, die noch die Wärme des Tages abstrahlten, schlang ihre Arme um die Beine und schlief zitternd und erschöpft endlich ein.

Am nächsten Morgen merkte sie, dass ihr Proviant sich dem Ende zuneigte und die Wasserflasche leer war. Von einem halbvertrockneten Strauch pflückte sie die wenigen kümmerlichen Beeren, Wasser leckte sie aus einer kleinen Mulde zwischen den Felsen. „Weiter, weitergehen, nicht aufhören“, dachte sie unentwegt. Eine kleine Ewigkeit trottete sie so dahin, setzte mechanisch einen Fuß vor den anderen – als sie plötzlich ein seltsames Funkeln und Blitzen fernab der Straße wahrnahm und es war ihr, als hörte sie Lachen und Singen. Sie blieb stehen und lauschte. Ja, da war es wieder, undeutlich, aber doch. Stimmen. Sie sprang von der Straße, und, so schnell es der sandig weiche Untergrund zuließ, lief sie in die Richtung, in der sie Wasser, Menschen, Rettung vermutete. Da sie den Blick meist gesenkt hielt, um nicht über Steine oder Wurzeln zu stolpern und sich nur hie und da an den blinkenden Reflexionen orientierte, bemerkte sie die andere Straße erst, als sie bereits einen Fuß daraufgesetzt hatte. Erstaunt blickte sie sich um. Auch diese Straße verlor sich in beiden Richtungen. Irgendwohin. Eine kleine Strecke entfernt lag, nun deutlich zu erkennen, eine alte, verwitterte Tankstelle mit weitem Vordach, deren einst grellbunter Anstrich noch

zu erahnen war. Vor dem Tankstellencafe standen einige Pick-ups und nach draußen drangen laute Rufe und Lachen. Sie schlich näher und spähte durch die große Glasscheibe ins Innere.

Alles ist fremd und neu und anders. Sie holt tief Luft, öffnet die Tür und überschreitet die Schwelle. Eine Glocke bimmelt und alle Gesichter wenden sich ihr zu. Die Gespräche verstummen. Der große Ventilator wirbelt Kaffeeduft und Zigarettenqualm durch den Raum. An der Wand hinter der Bar flimmert ein Fernsehgerät, in dem ein Fußballspiel übertragen wird. „Wo bin ich hier bloß?“, denkt sie verwundert.

Der braungebrannte Mann hinter der Theke lächelt breit, dann sagt er: „Buenos días, señorita.“

## ***Abschied und Ende***

FIONA KREINDL

„Nein, ich weiß nicht, wie es jetzt weitergehen soll.“

„Sagst du das immer, wenn du Angst hast?“

„Ich habe keine Angst. Wovor auch?“

„Vor mir. Vor meinem Ende.“

„Es gibt sowieso nichts mehr, was dich und mich verbindet.“

„Trotzdem kannst du nicht ohne mich leben.“

„Willst du mir Angst machen, Gaia? Soll das eine Drohung sein?“

„Ich kann dich nicht mehr verletzen als du es bereits selbst geschafft hast“, lacht sie und starrt mich mit ihren meerblauen Augen an. Ich kann die Wellen in ihnen tanzen und gleich dahinter den Tsunami rollen sehen. Was will sie mir damit sagen?

„Mir geht es prima. Ausgezeichnet“, entgegne ich bloß und kneife meine Augen zusammen. Der Tsunami kommt näher und ich bin hilflos dagegen. Natürlich will sie mich verletzen. Es geht ja auch immer nur um sie. Nie, wirklich nie um mich. Ich bin ihr egal.

„Öffne deine Augen, Mensch!“

Erwartet sie wirklich, dass ich mir das Chaos, die Katastrophe in ihren Augen weiterhin anschaue?

„Ich habe genug gesehen. Lass mich bloß in Ruhe.“

Da spüre ich im selben Moment ihre warme, fast schon heiße Hand an meiner Wange und zucke zurück. Ein schlimmer Fehler, denn dadurch öffne ich meine Augen und blicke geradewegs in das Unwetter und die Zerstörung. Ist das ein Kind, das sich soeben an einem bloßen Holzbrett festhält und droht ins offene Meer hinaus getrieben zu werden?

„Stopp! Hör auf.“ Ich drücke ihre noch immer erhobene Hand weg und verbrenne mich dabei.

„Verdammt, mach, dass es aufhört!“, schreie ich jetzt. Dreht sie sich gerade ernsthaft weg von mir?

„Beende das Ganze!“ Noch immer sehe ich ihr Gesicht nicht, doch wage ich nicht, sie erneut zu berühren. Zu groß ist die Furcht, wieder verletzt zu werden.

„Ich kann das nicht.“

„Was? Was hast du gesagt?“

„Ich kann das nicht.“ Plötzlich wendet sie sich wieder mir zu und ich schrecke wie zuvor zurück. Das Gesicht, jede einzelne Hautfläche bedeckt mit Stürmen, Regenunwettern und getrockneten Sandflächen. Ganz rot, feuerrot sind vereinzelt Stellen an ihr.

„Feuer! Du brennst ja!“ Entsetzt sehe ich in ihre Augen. Der Körper des Kindes liegt noch da. An einem dreckigen Strand bedeckt von Plastikfetzen und Glasscherben, die teilweise in der Haut stecken. Da ist sonst nichts.

„Ich brenne nicht. Ich sterbe.“

„Was ist mit Wasser? Mit Wasser löscht man Feuer.“

„Es ist zu spät, Mensch.“ Zu spät.

„Nein. Nein! Ich, ... wir helfen dir irgendwann.“

„Irgendwann ist irgendwann zu spät. Verabschiede dich wenigstens.“ In ihren Augen, wo zuvor der Tsunami wütete, ist nun Dürre ersichtlich. Staubtrocken sind sie jetzt. Ausgetrocknet und ausgelaugt.

„Ich gebe noch nicht auf. Wir finden eine Lösung. Tausend Lösungen! Bleib noch da.“ Bitte.

Sie glaubt mir nicht. Ich mir auch nicht. Hat das nicht Papa immer zu mir gesagt? Wir finden eine Lösung, jedes Problem kann gelöst werden. Jetzt, Papa, bist du aber schon zehn Jahre nicht bei mir und wir haben nichts gefunden. Keine Lösung. Denn was dir gefiel, wollte ich nicht. Wofür ich mich einsetzte, fandest du überflüssig.

Jetzt brennt sie.

„Ein Abschied wäre angebracht.“ Sie lächelt mich an mit ihren Augen, die den Spiegel des Meeres bildeten und wovon nichts mehr übrig geblieben ist, und kommt auf mich zu. Innerlich weiß ich, was sie vorhat. Ein Teil von mir will weglaufen, der andere bleibt stehen. Kann sich nicht bewegen.

„Küss mich“, sagt sie.

Und ich küsse sie. Fange an zu brennen, presse meine Lippen auf ihre, ergreife ihr Gesicht, spüre ihre Verzweiflung, spüre mein Versagen und brenne.

# Spuren der Zeit

MELANIE KREMNITZER

Seine Atemzüge beschlugen das Fensterglas, der hoffnungslose Versuch zurück in die Freiheit zu finden. Er war mit der Zeit gegen die Geräusche in seinen Ohren taub geworden, dennoch ließen sie ihn nachts nicht schlafen. Er hatte keine Anteilnahme an seinen Atemzügen. Der Tag ermüdete daran ihn wachzuhalten. Er konnte die Berge seiner Kindheit nur noch von seinem Fenster aus sehen. Es war der Boden seiner Heimat, der ihn nie gehen ließ.

Das Moos zu seinen Füßen sog das Geräusch seiner Schritte in sich auf. Der Aufstieg begann als Spaziergang und endete an der Grenze der körperlichen Ausdauer. Er hatte gelernt, sich seine Kräfte einzuteilen. Er bückte sich unter dem herabhängenden Astwerk der Fichten. Es tropfte nass auf ihn herab: Der in den Nadeln gespeicherte Regen der letzten Sommertage. Seine Schritte tasteten sich über den Weg, der im Nebel verschwand. Es reichte aus, den Boden dort zu sehen, wo er ihn berührte. Für ihn war jeder Schritt eine Ankunft auf Heimatboden.

Die Erde zog das Pflanzenleben in sich zurück. Zu dieser Zeit des Jahres begann der Sommer sein Spielfeld zu räumen. Er blieb stehen, um zu warten bis seine Augen durch den Nebel fanden. Die letzte Hütte stand verlassen zwischen den Bäumen. Sie war das einzige Menschgeschaffene unter der Ewigkeit: Die Natur begann zu beseitigen, was ihrer Ordnung widersprach.

Der Wind wehte über dem Boden, um den Rest des Sommers aus den Bergen zu fegen. Die Nadelbäume reagierten nicht auf den Wechsel der Jahreszeit: der Erde entwachsen, um dem Himmel entgegen zu sterben. Er hatte seinen Namen in den Stamm einer Fichte geritzt, um sich darin zu verewigen. Für den Baum ist es eine Schwachstelle, die Handschrift des Menschen zu tragen. Über die Jahre begann die Rinde sich darüber zu erneuern. Es war die Zeit, die ihre Hand darüberlegte. Er führte seinen Zeigefinger an den Stamm, um nachzuziehen, was da-

rauf nicht mehr sichtbar war. Es muss lange her gewesen sein, dachte er. Der Baum war ohne ihn in den Himmel gewachsen.

Die Vögel in den Ästen sangen nicht. Sie waren an ihren Aussichtsposten unter dem Himmel eingeschlafen. Er sah die Welt mit den Augen seiner Kindheit: Sie waren immer noch wach. Die Fußspuren von damals zerrten den alten Körper bergauf.

Die Luft wurde dünner, je höher er stieg. In ihr verloren sich seine Atemzüge. Auf dieser Höhe war jedes Geräusch Teil der großen Stille. Hinter ihm füllte der Nebel die Tiefe auf. Zu seinen Füßen zuckte der Schwanz eines Salamanders, der vor seinem Tritt floh. Er achtete nicht darauf. Hier oben lebte jeder seine Einsamkeit für sich. Er hörte auf, sich mit seinem Schöpfer über den Lauf der Dinge zu unterhalten. Über die Jahre hatten sie einander vergessen. Die einzige Gewalt, an die er glaubte, war die Zeit.

Das Licht der späten Sonne fiel schwer auf ihn herab. Sein Kopf pulsierte. Er konnte nur noch seinen Herzschlag hören. Er hatte seinen Körper bis vor den letzten Abschnitt des Weges getragen. An dieser Stelle setzten sich die Spuren von damals über dem Boden fort. Er legte seine Hände an den Felsen. Sie fanden immer noch darauf Halt. Seine Augen stiegen ihm voraus, immerzu in den Himmel gerichtet. Es war der letzte Tag im Sommer. Die Wolken schlossen den Himmel unter ihm. Er konnte die Gänse, die in den Süden zogen, nicht mehr von den Engeln unterscheiden.

# Schneekugel-Automat

ELISABETH KUGLER

Schnee fällt leise immer schneller. Jemand schreit.

Ihre Haut glänzt matt im fahlen Schein des Vollmondes, der die Landschaft in ein Silbergrau taucht. Das nasse weiße Nachthemd schmiegt sich sanft an ihren zarten Körper und lassen sie das Gefühl von Händen auf der Haut oder durchs Haar streichende Finger vermissen. Ihre Haltung ist verkrampft und sie hat die bloßen Füße behutsam auf dem kühlen Glas platziert, die Knie sind angewinkelt. Die einzig wahrzunehmende Bewegung ist das leichte Zittern ihrer kleinen Hände, die eifrig auf einen Bildschirm tippen. Mit den leeren, eingefallenen Augen fixiert sie das Gerät, das sie mit Fingern umklammert hält. Würde sie ihren Blick nur für eine Sekunde abwenden, könnte sie sehen, dass sie nicht die einzige ist, die in einer Kugel aus Glas sitzt.

Jemand schreit. Es wird lauter.

Sie spitzt ihre Ohren, den Blick weiterhin starr auf ihre Hände gerichtet. Es läuft nicht wie es soll, so viel ist klar. Jemand tanzt aus der Reihe. Die Routine ist unterbrochen. Konzentriert hält sie in der Position inne und versucht, Gedanken keinen freien Lauf zu lassen. Sie wissen was in deinem Kopf vor sich geht, mahnt sie sich selbst.

Es wird lauter. Ein energisches Klopfen.

Sie kann nicht mehr länger ruhig bleiben. Die aber gleiche Prozedur wieder und immer wieder. Diesmal nicht, sagt sie sich. Diesmal ist sie vorbereitet. Kurz spannt sich der gesamte Körper an, dann springt sie auf. Ihr Blick schweift suchend umher. Vergeblich. Die hektischen Bewegungen ihrer am Glas tastenden Hände bringen das Gerät zu Fall. Ein Haufen Splitter zu ihren Füßen. Sie sinkt zu Boden und eine Welle der Panik überrollt sie. Das ist das Ende. Nur ein leises Wimmern un-

terbricht die temporäre Stille und als der Moment der Verzweiflung vergeht, weiten sich ihre Augen. Ihre Kinnlade kippt nach unten. Dass sie daran nicht schon früher gedacht hatte, die Verbindung zwischen Gerät und Glaskugel. Alles in Scherben. Ein Begriff schnellst ihr durch den Kopf, den sie mal gelernt hat: Freiheit. Zum ersten Mal füllen sich ihre Lungen mit Luft. Organe führen ihre Funktion aus. Die Erde bewegt sich langsam weiter.

Ein energisches Klopfen, längst verhallt. Das fremde Mädchen tritt in ihren Blickwinkel.

Es ist ein Abbild ihrer selbst und ihre Körper verschmelzen zu einer innigen Umarmung. Sobald sie sich an den Händen genommen haben, bewegen sie sich mit einer Leichtigkeit durch die dicke Schneedecke. Immer schneller setzen sie einen Schritt vor den anderen. Kaum haben sie eine Richtung eingeschlagen, weiß sie was zu tun ist, als hätte sie nie etwas anderes gemacht. Der Anflug eines Grinsens huscht über ihr zartes Gesicht. Es gibt doch einen Sinn. So lange hat sie gewartet, so lange zugeschaut. Der Brustkorb hebt und senkt sich. Nur noch bis zum Waldrand an den anderen Glaskugeln vorbei, dann haben sie es geschafft. Dann sind sie fürs erste in Sicherheit. Schritte abgedämpft vom Schnee, lassen das ganze in Stille passieren. Je länger sie draußen sind, desto mehr wird ihre Neugierde geweckt und der konstant fallende Schnee zieht ihre Aufmerksamkeit auf sich. Es ist ruhig, wieso nicht kurz stehen bleiben? Mit der freien Hand fängt sie eine Schneeflocke. Fasziniert beobachtet sie, wie die Flocke schmilzt und ihren Handrücken entlang rinnt. Sie strauchelt. Die beiden Hände werden auseinandergerissen. Die Schritte des Mädchens entfernen sich. Es hat genug für sie getan. Jetzt ist sie auf sich selbst gestellt. Noch bevor sie versucht sich aufzurappeln, wird sie in die Luft gehoben. Ein markdurchdringender Schrei. Ihre Muskeln erschlaffen und alles fällt in sich zusammen.

Leise rieselt der Schnee.

Sie schlägt die Augen auf und ihr Körper ist auf Glas gebettet. Ein neuer Tag bricht an. Zufrieden richtet sie sich auf und greift nach dem Gerät neben ihr. Routine. Wie lange sie wohl geschlafen hat? Und warum ihr Hemd nass ist? Die Gedanken strengen an.

Schnee fällt leise immer schneller. Jemand schreit.

## ***Die Tänzerin***

PHILIPP LANG

Allein an einem Abgrund, an diesem Loch aus schroffen Kanten, wo sich der Sturm und das Meer treffen ...

Die Tänzerin steht auf der dunklen Bühne. Der Vorhang, ein schwarzer Schleier, verdeckt die Welt. Sie versucht sich zu beruhigen, in sich zu gehen und alle Vorwarnungen auf ein Gewitter, einen Sturm ihrer Gedanken, zu verdrängen. Die Welt ist ruhig hier. Alles was sie erlebt hat, versucht sie beiseite zu schieben, denn es liegt zurück, manches weiter als anderes. Nun muss sie an das denken, was vor ihr liegt. Sie tut einen Schritt. Um sich aufzuwärmen. Um sich zu beruhigen. Und noch einen Schritt. Leichtfüßig tänzelt sie in der Dunkelheit, diesem dunklen machtausstrahlenden Nichts. Das Licht wird bald kommen. Doch nun schweigt die Welt noch.

Eine Erinnerung, zuckersüß und leidenschaftlich flackert wie eine Kerze in ihrem Inneren. Sie erleuchtet die Welt um sie herum: Ein glitzernder See am Rande der Zivilisation. Eine Sonne, die sich im Wasser spiegelt – ein strahlender Glanz, der die Welt erleuchtet. Sie sitzt in einer Blumenwiese am Ufer dieses Sees.

Er streicht ihr über die Wange. Er sitzt vor ihr. Nackt. Und sie schaut ihn an. Nackt. Die natürliche Blöße. Eine Peinlichkeit und ein Akt des Vertrauens zugleich. Sein Streicheln bewegt sich weiter, zu ihrem Hals und dann an der Schulter den Arm entlang, bis sich seine warmen Finger in den ihren den richtigen Platz finden. Sie rutschen näher zueinander und können ihre Wärme spüren. Wie zwei Sonnen, die in einem Orbit umeinanderkreisen. Sie starrt zum Himmel hinauf und sieht die weißen, unschuldigen Wolken. Willkommen im Paradies, denkt sie.

Als sie so nebeneinanderliegen und dann aufeinander, da scheint es, als würde der Wind, der durch das hohe grüne Gras weht, in engels-

gleichen Stimmen flüstern, die sie nicht versteht und doch begreift. Und sie schaut wieder in den Himmel, starrt die konturlose, blaue Scheibe über ihr an.

Als sie wieder nebeneinanderliegen und die Sonne auf ihre nackten Körper scheint, wirkt es fast friedlich. Eine Momentaufnahme einer perfekten Welt. Ein kleines Schiff auf einer ruhigen See oder ein leichtfüßiger Balanceakt hoch über den Wolken. Sie dreht ihren Kopf und schaut ihn an. Er hat die Augen geschlossen, seine braunen Haare fallen ihm ins Gesicht. Sie berührt seine Wange und er öffnet seine Augen. Sie sind grün, dunkelgrün, mit einem Stich von Braun. Er schaut sie an und urplötzlich erkennt sie etwas. Ein Geheimnis versteckt sich hinter einer wunderschönen Maske. Verpackt in ein glitzerndes Geschenkpapier: Das Verlangen, das hungrige Verlangen nach Macht und Besitz. Als sie blinzelt ist das verräterische Aufblitzen wieder verschwunden. Doch ihre erschrockene Miene hat er bemerkt. „Was ist?“, fragt er. Sie schüttelt den Kopf. Er lächelt leicht, wie er es immer tut und nimmt sie in die Arme. Er lässt sie lange nicht mehr los. Sie jedoch hebt ihren Blick ein weiteres Mal zum Himmel, wo sich dunkle Wolken zusammenbrauen. Die Sonne ist nicht mehr wärmend, nun ähnelt sie einem heißen Dolch, der auf die Erde niedersticht. Sie taucht tiefer in die liebevolle Umarmung ihres Geliebten ein, als sie ihrerseits in eine längst zurückliegende Erinnerung eintaucht. Halt mich fest, denkt sie. Halt mich fest und lass mich nie wieder los.

Sie ist in ihrem Zimmer, sitzt in einer stillen Ecke und betrachtet die Tür. Mutter ist krank, das weiß sie, auch wenn ER es ihr verboten hat, zu ihr zu gehen. ER. Sie starrt die Tür an, weil sie Angst hat, dass sie SEINE Schritte hört. Doch was macht sie nur, wenn diese wie Paukenschläge vor der Tür ertönen? Das weiß sie noch nicht. In ihrem Refugium fühlt sie sich sicher. In ihrer kleinen rosa Welt aus Puppen und Spielzeug und Einhörnern und Feen. Sie hat Angst, doch tief in ihrem Inneren spürt sie so etwas wie Mut. Zur Beruhigung denkt sie an eine Blumenwiese, eine Blumenwiese aus Rosen und Regenbögen und vielleicht auch Einhörnern. Sie eilt durch diese Welt, formt Krei-

se und springt dem glitzernden Himmel entgegen. Doch plötzlich entspringt einem weißen Baum vor ihr eine Schattengestalt mit breiten Schultern, großen Händen, die sich ihre entgegenstrecken, und einem Grinsen, das wie eine Sichel, die Welt durchschneidet. Sie wirbelt aus ihrem Tagtraum und da ertönt, vorerst noch fern, das leise Dröhnen schwerer Schritte. Es ist wie ein Erdbeben, das den kleinen rosa Raum in Stücke reißen könnte und sie drückt sich noch tiefer in ihre Ecke. Einerseits empfindet sie Angst, alles einnehmende, unbesiegbare Angst ... und andererseits spürt sie auch so etwas wie Hoffnung. Hoffentlich zieht ER vorbei. Hoffentlich will ER ihr nur Angst machen. Hoffentlich möchte ER ihr nicht wehtun. Als die Schritte direkt vor der Tür ertönen stoppt das Donnern urplötzlich ... und das kleine Mädchen atmet aus. Sie atmet langsam wieder ein und spürt wie das Donnern in ihrem Herz weitergeht. Sie richtet sich zaghaft auf und ... die Tür wird aufgerissen. Der GROSSE MANN, die Schattengestalt mit ihrem grausigen Grinsen, steht ihr gegenüber.

Die Tänzerin taumelt aus der Erinnerung und auf eine in Dunkelheit liegende Bühne. Sie setzt wieder zu einem eleganten Sprung an und landet leichtfüßig. Nur das sanfte Tappen ihrer weißen Füße auf dem schwarzen Boden unterbricht die Stille der wartenden Welt. Kreise zu bilden und zu schließen, das ist wichtig, wenn man durch das Schwarze taumelt, wenn man eine Pause braucht. Das gibt der desorientierten Seele einen Anhaltspunkt. Beim Tanzen werden keine halben Sachen gemacht, nur abgeschlossene Figuren, Rosenknospen, die in einer Bewegung zu erblühen scheinen.

Der Tanz wird schneller und wilder.

Im Tanz wirbeln die Haare der Tänzerin herum und die Enden ihres Kleides greifen nach der Dunkelheit. Als sie sich wieder beruhigt hat und sich sicher fühlt, versucht sie wieder, in die Erinnerung einzutauchen. Sie stellt sich die Szene vor ihrem inneren Auge vor und die Dunkelheit um sie herum wirkt als eine Leinwand. Sie kehrt zurück in den rosa Raum.

Der GROSSE MANN grinst sie an, doch ER findet es ganz sicher nicht komisch. Nein, ganz und gar nicht. ER scheint sich zu beherrschen und an seiner Stirn kleben Schweißtropfen. Der beißende Geruch des Alkohols dringt bis in die dunkle Ecke des Mädchens vor. ER tritt einen Schritt auf sie zu und sie weicht noch weiter zurück, obwohl es nicht mehr geht. ER sagt: „Ach Kleine, du brauchst doch keine Angst vor mir haben.“ ER kichert. Wie ein verrücktes Pferd. „Du musst mir nur eine einfache Frage beantworten.“ Noch ein Schritt. „Bist du noch mein braves Mädchen?“. Ein dritter. „Bist du noch Daddy's Mädchen?“ Das Mädchen schaut ihren Vater mit zugekniffenen Augen an und fixiert ihn. Mit all ihrem Mut, den sie aufbringen kann. „Nein“, sagt sie entschieden. „Nein.“ Die rosa Farbe scheint abzublättern von einem Gerüst aus Knochen. „Ich bin nicht dein Mädchen.“ Sie sammelt all ihre Kräfte wie ein Tier, das in die Enge getrieben wurde. Sie fokussiert sich auf den Weg, der vor ihr liegt und rast dann los. Sie drückt sich blitzschnell an ihrem Vater vorbei durch den schwarzen Spalt zwischen ihm und dem Türrahmen und eilt in Sicherheit.

Und Sicherheit ist das Zauberwort. Vor einem Auftritt ist es wichtig, zwar ein bisschen nervös zu sein, doch auch sich sicher zu fühlen. An sich selbst zu glauben. Das hat die Tänzerin schon oft genug erlebt. Und plötzlich ist die Dunkelheit weg. In einem Augenblick, einem Wimpernschlag, hebt sich der Vorhang und gleißendes Licht durchströmt ihre Gedanken. Alles ist nur noch mehr Weiß. Doch dies lässt sie nicht taumeln, denn darauf hat sie gewartet. Auf den richtigen Augenblick. Sie nimmt den Schwung des Neuen auf und verarbeitet ihn in eine Bewegung. Als sie ihre Augen wieder öffnet, erblickt sie ein Fischglas, das jemand im hinteren Eck der Bühne vergessen hat. Und in diesem sitzt ein Fisch in der Leere des Wassers und betrachtet sie. Er ist stumm, unbeweglich und Luft holen muss er schon gar nicht. Und seine Augen reflektieren den Blick der Tänzerin, den sie ihm entgegenwirft. Ein Ausdruck der Enge, des Unbehagens und des gleichgültigen Nichtstuns. Sie beide sind Gefangene in dieser Welt, innerlich zerris-

sen durch das Flüchten und dem Blick durch die getrübbten Glasfenster einer sich im Kreis drehenden Welt.

Allein an einem Abgrund, an diesem Loch aus schroffen Kanten, wo sich der Sturm und das Meer treffen, wo die Zeit still zu stehen scheint da türmt sich eine Frage auf: Kann ich noch weiter? Und da ertönt die einfache Antwort eines kollektiven Publikums: Setz einen Schritt vor den anderen, zuerst kleine, dann immer größere, dann wirst du sehen, ob du tanzen kannst.

# Traumfänger

MARLENE LEHDORFER

Er studiert dich, bewundert dich und dann fängt er dich. Also flieg, solange du noch kannst. Am besten weit weg, wenn du am Leben bleiben möchtest. Und wenn du weg bist, dann denke daran, einer kommt nie unbeschadet davon.

Trostlos glänzt das letzte Abendlicht durch die Fenster und übermalt die an der Wand hängenden Bilder mit einem goldenen Schleier. Dort steht er. Er, den alle Traumfänger nennen, doch das, was er jagt, ähnelt wohl kaum einem Traum, und wenn doch, dann hat dieser Flügel und fliegt ihm direkt ins Netz. So unschuldig, so bunt, so zart, und jetzt bist du sein, ein Gefangener unter tausenden. Er greift ins Netz und holt dich heraus, du kleiner zappelnder Traum. Wie ein ausgebranntes Feuer erlischt des Traumfängers Traum. Im Atmen des Mannes hört man ein Lachen, ein Hochgefühl des Sieges.

„Jetzt kannst du nicht mehr fliegen.“

Triumphierend hält er die ausgerupften Flügel in der Hand und ohne viel darüber nachzudenken, nimmt er den Körper zwischen die Finger und reißt alle sechs Beine nacheinander aus.

„Und jetzt. Jetzt kannst du nicht mehr laufen.“

Zwei abgebrochene Fühler weiter, die dem Tier Geruch und Spürsinn nehmen, greift er zur Pinzette und pickt vorsichtig die Augen heraus. Zurück bleiben leere marionettenhafte Höhlen.

„Sehen kannst du jetzt auch nichts mehr.“, stellt er, der Traumfänger mit erfreuter Miene fest, und nachdem er ihn von allen Seiten gemustert hat, zerquetscht er den entstellten Körper zwischen Daumen und Zeigefinger.

„Und jetzt, du kleiner Schmetterling, jetzt kannst du gar nichts mehr.“

Säuberlich legt er alle Teile des Falters auf ein Holzbrett, bohrt Nadeln hindurch, bis sie darin verankert sind, und befestigt ein Schutzglas darüber. Ein so wundervolles Tier darf auf keinen Fall kaputt gehen. Er hängt den zerrissenen Schmetterling an die Wand, zwischen, über und unter anderen verunstalteten Artgenossen.

„Ich weiß. Wenn ihr könntet, dann würdet ihr geh'n. Aber ihr könnt nicht.“

Der letzte Sonnenstrahl fällt, von den Wolken über den Himmel durch das Fenster direkt auf die Wand. Verfängt sich in dem Glas der Vitrinen, und für einen Moment wirkt es so, als würden die Tiere zum Leben erweckt werden und hinter den Scheiben mit ihren abgerissenen Flügeln zu flattern beginnen, um ihrem Schicksal zu entkommen, welches sie jedoch schon lange mit eisernen Nägeln an die Holzrahmen fesselt. Es wird dunkel, das Licht wird von der Wand zurück durch das Fenster über den Himmel bis in die Wolken gezogen und verschwindet in der Nacht. Und dann sind es doch wieder nur Tiere. Starr und unbeweglich. Ihr könnt ihnen nicht mehr helfen. Sie sind doch schon längst tot. Die Finsternis legt sich wie ein schwerer Mantel um die Schultern des Traumfängers. Er steht vor den Vitrinen und murmelt ein leises Gedicht.

Zwischen Blumen und Himmel  
Dort lässt du dein Wunder  
In Farben so grell  
Dort ich dich bewunder

Ich will nicht nur sehen  
Dich einmal allein  
Dein Traum rasch wird gehen  
Drum fang ich dich ein  
Ich nehm dir dein Können  
Reiß aus dein Begehren

Doch Blut wird keins strömen  
Du kannst dich nicht wehren

Jeder kennt dich, du schönes Getier  
Doch begehrt dich der Falsche  
Bist nicht mehr lang hier

## *In einem fernen Land*

HANNAH OPPOLZER

I.

Wie ich es mir in Sibirien vorstelle / dort oben im Norden zwischen Wölfen und Pelzen aus Wölfen, in der Taiga, ihren Birken, Fichten, Lärchen und Zedern, wo es still ist, ewig still / die stillerstickte Einsamkeit. So stelle ich es mir in Sibirien vor, irgendwo, wo es gar nichts gibt, nur nordische Nächte, die niemals im Morgengrauen münden, die Tage aufgefächert wie die Nächte, gleich und verblichen, ohne Kontur. Ich wollte eigentlich am Montag in die Stadt fahren, aber ich bin nicht aufgestanden, dann eben Dienstag, da bin ich dann auch den ganzen Tag im Pyjama geblieben und habe wieder nicht in die Stadt fahren können, dabei gäbe es so viele Dinge zu besorgen. In der Wohnung wird das Fenster dann zum Fernseher: Wolken fliegen und Vögel ziehen vorbei, Eis bricht vom Himmel, Schnee klebt an der Scheibe / oder umgekehrt.

II.

In den Büchern schreiben sie, Sibirien bedeute schlafendes Land oder Land der Morgenröte, ein altes Wort einer alten Sprache, die sich in die Gesichter der Menschen eingekerbt und Furchen in harte Haut gezeichnet und das darunterliegende Gewebe gegerbt – bis sie unter den sich abrundend abwärts gebogenen Wangenknochen in die Mundwinkel überläuft, ihr Klang an den Zähnen schleift; – eine alte Sprache, die ihre Sprecher geformt hat / nicht umgekehrt, die Rentierzüchter, mit ihren Jurten und Schlitten und Pferden, die sie häuten, woraus sie dann wiederrum die Jurten machen, ein Kreislauf, der nachvollziehbar ist / gut und einfach. Wenn nicht das Fenster, sondern der schwarze Bildschirm im Wohnzimmer zum Fernseher wird, dann versuche ich die Bilder und Stimmen auch auf diese Weise zu erfassen, aber es

gelingt mir nicht, da ist alles verhakt und verstrickt, nicht so wie in Sibirien, da ist alles wie es immer war, obwohl ich gehört habe, dass sogar die Rentierzüchter in den Jurten schon Fernseher haben. An den Tagen, an denen ich dann nicht aufstehe, obwohl ich in die Stadt fahren müsste, beschäftige ich mich mit dem Fernseher, aber ich kann ihn doch nicht verstehen / nicht so wie ich das Bauen einer sibirischen Jurte verstehen kann.

### III.

Irgendwann fahre ich dann mit der Eisenbahn, diese Narbe durch das Weiß / und ich denke mir, wenn ich dann aussteige, bieten mir Marktfrauen mit schwarzen Kopftüchern und langen Kleidern gefrorenes Fleisch an – luftgefrorenes Fleisch, da braucht man keine Tiefkühltruhe, wie die bei mir in der Küche, da hole ich dann die Pizza raus, die ich in den Ofen gebe, wenn ich Hunger bekomme. Und wenn ich dann wieder in den Zug einsteige, dann bringt er mich vielleicht bis ans Ende der Welt, irgendwo hinter die sibirischen Gebirge / wo die Wölfe leben, die wir aus den Städten vertrieben haben.

### IV.

Und nachts, wenn ich nicht schlafen kann, weil der Körper sich windet wie ein Schlangenleib über matrattenuntergründigem Morast und, weil die Druckflächen den ganzen Tag über dieselben sind, im Sitzen und Liegen und so fort, schmerzt, und ich auch nicht lesen kann, weil die Augen müde sind vom Fernsehen, dann schaue ich mir die Fotos an, die in dem staubgepressten Album, das im Schrank bei den Büchern steht und bei dem sich die Seiten schon aus den Ringen lösen. Da sind dann der Reihe nach die Bilder eingeklebt, der Zug, die Kopftücher, das Fleisch, die Fichten, Lärchen, Birken und Zedern, die Hinteransicht eines Bären, Dörfer im Schnee, der See natürlich, der große See, dieses blaue Meer, wie man dazu sagt / auf einigen Bildern bin auch ich zu

sehen, in langem Kleid mit Pelzmütze, weil es so kalt ist und die Russen die einzigen Menschen sind, die wissen, wie man sich warm anzieht. Mein Finger streift dann über die vergilbten Abzüge und ich nehme einen aus den Fotoecken und drehe ihn um und da steht ein Datum, fast schon unleserlich. Manchmal blicke ich dann auf und sehe den Tisch vor mir mit den Reiseberichten und den Büchern und den Alben / der Fernbedienung und dem Pizzastück von gestern, auf dem sich die Salamischeibe schon kräuselt – und ganz selten erinnere ich mich daran, dass ich das war, damals in Sibirien, dass es auch schöne Zeiten gab, in denen ich mir die Erinnerungen nicht in Büchern erlesen musste, in pizzafettgeschwängertem Dunst / früher einmal / als ich in den Zug gestiegen und bis nach Wladiwostok gefahren bin, denn so heißt er doch, der Ort, an dem die Eisenbahn endet und wo überhaupt die ganze Welt endet, irgendwo in einem fernen Land...

# ***Des Bäckers Tochter***

SUSANNA POGACAR

Indonesien traf es zuerst. Bevor die Nachrichten vor den Geschnehnissen warnen konnten, hatten die Wellen bereits Tausende in den Tod gerissen. Keiner wusste woher die Fluten gekommen waren. Mit einem Mal war alles schwarz. Diese Leere, an die erinnerte man sich am liebsten, wenn alles andere in Grausamkeit versank. Nach dem Stromausfall war alles ruhig. Fast so, als hätte die Erde aufgehört sich zu drehen, als hätte sie aus Mitleid, oder aus Wut, den Kopf gesenkt und sei still stehengeblieben um den Menschen ein wenig Zeit zu geben, um aufzuatmen, auszuatmen. Dann fing es an, das Chaos der Geräusche. Hilfeschreie, Motorboote, das gedämpfte Plätschern des Wassers. Des Bäckers Tochter war erst seit drei Tagen im Hotel gewesen. In der ersten Nacht hatte sie schlecht einschlafen können. Vielleicht aus Heimweh, vielleicht wegen des Zeitunterschieds, vielleicht weil der Herrgott ihr ein übles Gefühl gab und sie zu warnen versuchte. Ach, der Herrgott. An den glaubte sie doch auch schon lange nicht mehr. Seitdem er den Krebs die Mutter hatte nehmen lassen, hatte des Bäckers Tochter keine Kirche mehr betreten. Aus Prinzip, aus Enttäuschung. Der Vater verbrachte seine Sonntagmorgen bis dahin betend. Doch des Bäckers Tochter, erst neunundzwanzig Jahre jung, hatte den Glauben an die Religion wie einen alten Hut beim Eintreten in ihr neues Leben, als Halbwaise, an der Türschwelle abgelegt, und ging von nun an mit Blumen in den Haaren. Die Goldkette mit dem Kreuz Anhänger trug sie nur, weil sie der Mutter gehört hatte, und davor der Großmutter. Manchmal fragte sie sich, ob sie sie überhaupt tragen dürfe. Dann besann sie sich und entschloss, sie dürfe alles was sie wolle und aus genau diesem Grund würde sie sich eine Woche frei nehmen und in den Urlaub fahren. Irgendwo weit weg, wo es Sommer war, warm und sonnig, und vor allem weit weg von diesem verflixten Krankenhaus. Sie entschied, sie hatte lange genug schwer gearbeitet, hatte die Nachtschichten für

die Schwestern mit Kindern übernommen, und würde sich nun eine wohlverdiente Auszeit gönnen.

Drei Wochen später, an dem Gedenktag für alle Verschollenen Österreicher im Stephansdom, las einer ihrer ehemaligen Schulkameraden ein selbstgeschriebenes Gedicht. „Indonesien ist den Wellen unterlegen, Japan und die Philippinen schwimmen in Not. Die Unsren und die Fremden sind verschollen und verloren, 738.000 tot. Ich lese die Zeitung und weine, meine Tochter steht nur und guckt. Ich frage mich; wie lange noch, bis die Tower Bridge fällt und der Hudson die Wall Street verschluckt?“ Der Bäcker weinte. Nachdem alle die Kirche verlassen hatten, blieb er zurück um zu beten. Ihm war nicht bewusst, dass seine Tochter, die fleißige Krankenschwester, in Indonesien ihren Urlaub damit verbrachte die Sterbenden zu versorgen und über den Gott schlecht zu reden, den er anhimmelte. Im Katastrophenhilfe Basislager auf Sulawesi kümmerte sie sich häufig um die Kinder, die nun Waisen und Halbwaisen waren. Sie lebten noch, doch es ging ihnen schlecht. In der vierten Woche starb ein siebenjähriger Junge an den Verletzungen, die er bei dem Kollaps seines Hauses erlitten hatte, als der Grund unter den Fußböden zu Matsch geworden war. Drei Tage kämpfte er mit dem Leben bevor der Tod sich entschied, ihn holen zu kommen. Des Bäckers Tochter blieb diese Nacht besonders lange wach. Mal wieder konnte sie nicht einschlafen. Sie musste an den Jungen denken, seine Familie und sein kurzes Leben. Sie dachte an den Vater, das verflixte Krankenhaus, das doch wenigstens genügend medizinische Geräte besaß. Sie dachte an den Krebs und die Mutter, an die Goldkette die sie seit dem Tsunami nicht mehr gesehen hatte. An zu Hause und den kalten Winter, an Gott. Vor allem aber, an die Kinder. Die, die gestorben waren und die, die kurz davor waren. Zurück ins Dorf konnte sie nicht, auch wenn der Vater sich Sorgen mache. Hier wurde sie gebraucht. Hier erlagen Menschen noch immer ihren Wunden. Hier herrschte noch immer ein Notzustand. Sie hatte noch nicht aufgegeben, sie wollte noch helfen. Aber konnte sie noch?

# Reflexionen

LAURA SARK

Tagein, tagaus warte ich darauf, dass du vorbeikommst, mir einen deiner kostbaren Blicke schenkst und dich ein wenig zu mir stellst.

Ich fühle mich vernachlässigt. Früher bist du viel öfter vorbeigekommen.

Früher hast du mich sogar angelächelt.

Heute wirkt jedes Lächeln, mit dem du mir begegnest, gezwungen. Wenn du überhaupt lächelst, kommt ja selten genug vor.

Ich will nicht egoistisch sein, aber ich sehne mich nun mal nach Anerkennung. Nach der Freude, die in deinem Lächeln mitgeschwungen hat. Früher.

Auch Grimassen wären mir recht, weißt du? Wie damals, als du noch auf allen Vieren über den Boden gekrabbelt und nach zwei wackligen Schritten wieder umgefallen bist, damals hast du mich noch als Gleichgesinnten angesehen. Stundenlang bist du bei mir gesessen und hast mir Gesellschaft geleistet. Manchmal hast du mir Geschichten erzählt, manchmal auf meiner Oberfläche deine eigenen Umrisse nachgefahren, manchmal bist du im Kreis gewirbelt, die Augen immer auf mir. Du hast nie weggeschaut. Früher waren wir Freunde, wir zwei.

Alles muss eines Tages zerbrechen, nicht nur ich oder die Vase neben mir. So gehen auch die engsten Freundschaften mit der Zeit in die Brüche. Mir war klar, von Anfang an, dass wir uns nicht ewig so nah sein würden, schließlich seid ihr Menschen immer so schnell mit euren Urteilen. Was ihr alles zu denen sagt, die zu viel Zeit mit mir verbringen!

Eitel, heißt das dann, eitel und selbstbezogen, eingebildet oder gar narzisstisch. Würdest du immer noch mit mir sprechen, würden sie vielleicht zu Worten wie verrückt oder nicht ganz richtig im Kopf greifen.

Ich fordere ja auch gar nicht, dass wir wieder so vertraut miteinander umgehen wie früher, wie lange war das her? Menschliche Zeitrech-

nung war noch nie meine Stärke. Manchmal, wenn du dich lange nicht mehr hast blicken lassen, versuche ich die Zeiger der Uhr auf der Wand mir gegenüber zu verfolgen. Ich halte nie sehr lange durch. Die Uhr ist langweilig gegen dich.

Wie die Zeit dagegen dahinfließt, wenn wir uns sehen! Du bist das Besondere in meinem Alltag, die Farbe in meinem Leben. Die Uhr läuft doppelt so schnell, wenn du an mir vorbeikommst. Das muss dir doch auch auffallen, oder?

Trotzdem hast du manchmal nicht den geringsten Blick für mich übrig. Ich kann ja verstehen, dass du es eilig hast. Hätte ich zwei Beine und etwas zu erledigen, würde ich es wohl auch so machen wie du und nicht tagaus, tagein auf die Wand vor mir starren.

Es ist immer so enttäuschend, wenn du an mir vorbeirauschst, ohne nach links und rechts zu schauen. Ich sehne mich nach deiner Gesellschaft, und wenn du mich ignorierst, fühlt sich das an, als würden kleine Splitter von mir abbrechen.

Am schlimmsten aber sind die abwertenden Blicke. Ich sehe sie genau, fühle deine eigene Unzufriedenheit. Wenn du mich anschaust, ist es immer so, als würdest du bis in mein Innerstes blicken, und so geht es mir auch bei dir. Ich sehe, dass du nicht mehr glücklich bist über das, was ich dir bieten kann, ich spüre es an jedem kalten, verzweifelten, manchmal gar angeekeltem Blick.

Es tut mir weh, weißt du? In solchen Momenten wünsche ich mir manchmal, mein hängendes Dasein gegen das eines Menschen auszutauschen, einfach nur, um dich besser verstehen zu können, und dir zu widersprechen.

Denn das, was du in mir glaubst zu erkennen, ist ein Irrtum, muss ein Irrtum sein. Könnte ich dir nur sagen, dass du mein liebster Mensch bist, mich so glücklich machst! Noch nie habe ich etwas gesehen, das dir gleichkommen könnte.

Aber meine Worte bleiben ungehört, meine Gefühle unverstanden. Anscheinend kannst du mir meine Gedanken nicht vom Antlitz ablesen.

Aber natürlich würdest du das auch erst schaffen, wenn du genauer hinschaust, und das tust du nicht. Meistens streifen mich deine Augen nur kurz, und statt einem sanften Streicheln ist es ein spitzer Stich, den sie mir versetzen.

Nur weil ich kein Herz habe, heißt das noch lange nicht, dass du mir nicht wehtun kannst. Ich bin nun einmal von Natur aus sehr zerbrechlich. Wenn du mich schon meistens links liegen lässt, strafe mich dann nicht auch noch in den kurzen Momenten, die uns noch bleiben, mit deiner Missachtung.

Wie gesagt, ich will nicht viel. Im Grunde genommen bin ich doch sehr genügsam, immer ein geduldiger Zuhörer, stets bereit, mich voll und ganz meinem Gegenüber zu widmen. Ich bin, wenn ich darüber reflektiere, doch ein sehr passives Wesen. Aber, wenn ich einen Wunsch frei hätte, müsste ich keinen Moment lang nachdenken. Ich würde mir ein Lächeln von dir wünschen. Ein echtes, ehrliches Lächeln voller Freude und Offenheit, ein Lächeln, wie du es mir früher immer geschenkt hast.

Solange kann ich nur hier an deiner Wand hängen, mich in der Sonne spiegeln und warten auf dich. Auf dich und dein Lächeln.

## ***Sternsplitter***

**BERNADETTE SARMANN**

Sie wusste noch, wie sie vor dem Tisch gestanden war. Sie hatte die Schlüssel angestarrt, eine Metallinsel auf dunklem Holz. *All die Jahre, all die Erinnerungen*, hatte sie gedacht. *Waren sie Nichts für ihn gewesen? Ein gemeinsames Haus. Ein Kind. Unser Kind. Noah.*

Esther hatte an der Ehe festgehalten, obwohl sie damals schon länger den Riss in der Beziehung gesehen hatte. Auch wenn sie versucht hatte, ihn zu ignorieren, das Splittern, leise krachend wie Papier, das man zusammenknüllte, hatte sie gehört.

Es war nicht mehr wie früher, glücklich waren sie nicht mehr gewesen. Eines Tages war alles vorbei. Die andere Seite ihres Bettes, eine dumpfe Erinnerung an seine Wärme. *Wo bist du?* Esther war die Treppen nach unten gestürzt. Sie hatte die Tür ins Wohnzimmer aufgerissen, *nichts*, warf einen Blick aus dem Fenster. Ihr Herz hatte einen Satz gemacht, das Auto, weg. *Vielleicht ist er bei der Arbeit*, hatte Esther versucht sich zu beruhigen, *ja, er macht Überstunden, das wird es sein*. Sie war auf und ab gegangen, durch das ganze Haus, dann hatte sie die Hausschlüssel auf dem Esstisch entdeckt.

*Fort*. Nichts als Fassungslosigkeit, nichts als Stille, außer ihr Herz, das seinen Namen klopfte. *Tu mir das nicht an*, dachte sie.

*Bis dass der Tod euch scheidet*, die Worte hatten an ihren Lippen geklebt.

Esther hatte sich wie Glas gefühlt, sie hatte Angst, zu zerspringen.

Da war nichts mehr außer Traurigkeit, dickflüssig ist sie in Esther hineingetroffen. Sie ist durch ihren Körper gewandert und blieb in ihrer Brust hängen. *Wie lange dauert sie, diese Schwere*, hatte sie sich gefragt, *ich will nicht zusammenbrechen, ich darf nicht*.

Alles, woran sie geglaubt hatte, war in ihren Händen zerbrochen, schnitt ihr die Finger blutig. Die Scherben knackten noch immer, wenn sie daran zurückdachte.

//

„Mama?“

Die Zimmertür schwang einen Spaltbreit auf, ein Lichtfaden fiel auf ihre Decke. Sie erkannte den Umriss seines kleinen Körpers im Halbschatten, er stand im Türrahmen. In der linken Hand hielt er seinen Stoffhasen umklammert, dessen Beine auf den Boden schleiften.

Esthers Rücken knackte, als sie sich aufrichtete.

„Noah?“

„Mama? Es ist so dunkel.“

Esther hob ihre Decke.

„Komm zu mir. Ich bin ja da, mein Schatz.“

Sie hörte Noahs nackte Füße auf den Boden schmatzen, dann spürte sie seine Wärme neben sich. Er bettete seinen Kopf auf ihren Schoß, während sie ihm die Locken aus der Stirn strich. Esther spürte, wie Noah sich in ihren Armen entspannte.

„Mama?“

„Ja, mein Schatz?“

„Gibt es heute Sterne?“

Ihre Knie drückten sich in die Matratze, als sie sich aufrichtete, mit einer kurzen Bewegung schob sie den Vorhang neben ihrem Bett zur Seite. Durch das Fenster leuchtete ihr der Nachthimmel entgegen.

Esther spürte, wie Noahs Rücken kurz vor Staunen erzitterte. Sie schlang ihre Arme um seinen weichen Körper und gab ihm einen Kuss.

Gemeinsam starrten sie in die Dunkelheit.

Esther erinnerte sich vage daran, wie sie als kleines Mädchen unter dem Nachthimmel gelegen war, sie war fasziniert gewesen. Sie hatte sich vorgestellt, wie ein alter Herr hinter den Sternen vor einer Kugel saß und mit dem Zirkel Löcher durch die blaue Oberfläche stach und feine Sternbilder zeichnete.

Esther spürte Noahs Hand, seine Finger drückten sich warm durch ihr Nachthemd. Sie küsste seinen Haaransatz, der milchige Kindergeruch stieg ihr in die Nase.

„Können wir noch ... die Sterne anschauen gehen?“

„Draußen?“

Er nickte.

„Aber draußen ist es noch dunkler als hier, weißt du das?“

„Nein, Mama. Du bist ja da.“

Sie musste lächeln.

„Du hast Recht, mein Schatz. Ich bin ja da.“

Ihre Wangen brannten, aber es war Dankbarkeit, die salzig schmeckte.

Esther hatte noch immer Noah. Sie war gebrochen worden, zersplittert, aber jetzt sah sie das Licht durch die Scherben glitzern. Jetzt sah sie Sterne.

# *Eingesperrt*

LARA SCHABAUER

Dreckgemisch trübt meine tränendurchtränkten Augen.  
Ich kann sie nur einen Spalt weit öffnen.  
Hinter grauen Wasserschleiern zeichnen sich andersgraue Balken ab.  
Wie immer, ist das Grau beinahe schwarz, schwer zu unterscheiden.  
Schmerz sticht unablässig auf mich ein.  
Der Geruch von Verwesung und modrigen Fäkalien füllt den Raum.  
Alles beim Alten.  
Ein stoischer Blick nach unten.  
Grau, schwarz, grau, schwarz, grau, schwarz.  
Plötzlich: Schreie.  
Neben mir.  
Es riecht nach Blut und Angstschweiß.  
Panik durchhämmt meinen Schädel.  
Kein Ausweg.  
Wellen der Hilfslosigkeit brechen über mir zusammen.  
Stille legt sich über mich.  
Nur ab und an ein Wimmern.  
Schluchzen.  
Weinen.

Metallische Schläge durchzucken meine Ohren.  
Ich erstarre.  
Woher kommen sie?  
Weiche zurück.  
Kaltes Eisen rammt meine offenen Wunden.  
Ich schnappe nach Luft.  
Eispartikel durchbohren mein Gesicht,  
als für einen kurzen Moment Schwarz zu Grau wird.  
Dann: Schritte.  
Hallen.

Bumm.  
Gschhhhhh.  
Körper drängen mich zurück,  
drängen nach vorn.  
Sie schlingen.  
Ich stoße sie weg.  
Schlinge auch.  
Kalter Beton bleibt.  
Meine Beine quälen mich.  
Ich wanke.  
Falle hin.  
Ahhh – mein Bauch,  
unerträglich!  
Schmerz.  
Nasskalt.  
Brennheiß.  
Überwältigend.  
Es zerreißt mich.  
Aber da –  
ein kleines Baby!  
Will es begrüßen,  
drehe mich,  
aber etwas:  
draufgetreten  
verstümmelt  
im Matsch  
blutüberströmt  
wimmert's  
mein Herz  
zerspringt  
atmet flach  
Verzweiflung  
Welch Seelenqual  
Zittern weicht der Regungslosigkeit,  
erlöst von unvorstellbar Leid.

Mein armes Kind, ich muss gestehen,  
ich würd' so gerne mit dir gehen.

Jede Sekunde durchleiden Millionen Lebewesen solche und  
ähnliche Szenarien für unseren Genuss, unsere Gewohnheit und  
Bequemlichkeit.

Doch der exzessive Fleisch- und Tierproduktkonsum fordert  
drastische Opfer:

Nicht nur unsere eigene Gesundheit leidet am Übermaß,  
die Produktion dieser Lebensmittel trägt einen erheblichen Teil zur  
Zerstörung unseres Planeten bei.

Nicht zuletzt stellt sich die Frage, ob wir, als vermeintlich  
intelligenteste Spezies, die Folter unzähliger anderer Lebewesen als  
vertretbar oder gar fortschrittlich erachten.

Was wir einkaufen bestimmt was produziert wird!  
Und deshalb sage ich: wir Konsumenten tragen die Verantwortung  
und wir können etwas verändern!

Lasst uns einen Schritt aus unserer Komfortzone heraustreten -  
weniger tierische Produkte kaufen, dafür artgerecht erzeugt!  
Lasst uns die Verantwortung packen und sagen:  
„Ja! Meine Freiheit endet, wo sie andere quält!“

## *Stilles Dämmern*

SARA SCHMIEDL

Als wir hereingekommen waren, war draußen dieses seltsame graue  
Licht gewesen, das die satte Röte des Sonnenuntergangs im Spätherbst  
häufig ersetzt. Das graue Licht, das alles diffus erscheinen lässt, als  
wäre man gerade aus einer Narkose erwacht und müsste sich erst wie-  
der erinnern, was geschehen war, wo man war. Wenn wir jetzt aus dem  
Fenster blickten, konnten wir nicht einmal mehr die Latten des Garten-  
zauns ausmachen. Vielleicht war das die Schuld der Latten, die morsch  
und von Pilzen und Flechten gräulich überzogen sich nahtlos vom  
grauen Licht einhüllen ließen, verschlucken ließen, als wäre das Licht  
das Öl, das sich in eine Wasserlacke ergießt – am Ende sieht man nur  
noch das zähe Schwarzglitzern. Die Dunkelheit jenseits der Glasscheibe  
war dicht und auch hier, drinnen, auf der anderen Seite des Fensters,  
gewann sie an Masse, als wir das künstliche Licht Lampe für Lampe  
ausknipsten. Eine Glühbirne flackerte, als wäre sie ein kleiner nasser  
Hund, der frierend zittert. Instinktiv rückten wir alle näher zusammen,  
auch wenn wir uns nicht mehr sicher sein konnten, an wessen Rücken  
angeschmiegt wir jetzt saßen. Das Muster des Orientteppichs, auf dem  
wir vorhin eben noch Platz genommen hatten, tanzte mit den Schatten.  
Wir beobachteten diesen Reigen aus der sicheren Hochstandsposition  
des Sofas aus. Die Bank war grau wie der Himmel zuvor und eigent-  
lich nur für vier Personen gedacht, nun kauerten wir dort, alle, viel  
zu viele, wie im Frühjahr die Schwalben auf der Stromleitung. Mit der  
Dunkelheit hatte sich auch die Stille herabgesenkt. Vorhin, im Licht,  
da war auch Platz für Lärm gewesen. Nun wirkte jedes laut gespro-  
chene Wort verboten. Das, was zuvor zwischen den einzelnen Sätzen  
mitgeschwungen war, aber nicht ausformuliert wurde, schwebte noch  
im Raum und wurde mit jeder ungesagten Äußerung mächtiger. In der  
Dunkelheit, in der Stille, da gedieh es, durchlebte die Metamorphose  
von einem undefinierten Irgendetwas in ein fassbares Etwas. Wir spra-

chen nicht, wollten es in seinem Werdegang nicht stören. Wir spürten lieber in die Dunkelheit hinein, spürten dem Etwas nach, wie es aus den Schatten schöpfte und mit der Lautlosigkeit allen das Schweigen aufzwang. Auch morgen, wenn es wieder hell ist, werden wir schweigen. Wir werden nicht versuchen, das Etwas mit Worten zu binden, wo es sich doch mit dem erstarkenden Tageslicht verkrochen hat, in die Sofaritzen und Schatten zwischen den Regalen, wo es wartet und lauert, wo es hungrig ist, wieder zu wachsen, sobald die Schatten erneut zu tanzen beginnen. Wir werden einstweilen so tun, als hätten wir die Transformation des Ungesagten nie gespürt, wir werden wieder auseinandergehen. Und allein auf die nächste Dunkelheit warten.

## *Im Zoo*

URSULA ZAISER

### Gehege I

Da liegt sie, im salzigen Erbrochenen ihrer Augen, es klebt ihr an den Wangen, in den Wimpern und auf dem glühendkalten Fliesenboden, und es hört und hört nicht auf zu wehklagen, zu stöhnen, man könnte fast meinen vor Lust, aber da ist so viel Qual um ihre Mundwinkel, sie müsste schon Masochistin sein, damit diese Mimik noch Verlangen rechtfertigen könnte. Sie blickt und sie weint, ihrer Kehle wimmernde Sklavin, und sie kann nicht und sieht nicht und blickt schmerzgeschunden in die Düsternis.

### Gehege II

Da stehen sie, in ihren Anzügen und knietief in den Fäkalien ihrer Münder, die wie Schnee niedergerieselt sind, aber doch nicht an ihren blitzenden Krawattennadeln haften. Da ist so viel Zorn in ihren Augen, so viel Geiz gepaart mit Gier, ja, der Geiz hat die Gier bestiegen, er hat sein Glied in sie gerammt und sie damit zum Aufschreien gebracht, sodass sie alles ist, was in ihren Köpfen noch widerhallt und tönt. Sie blicken und sie schreien sich an, ihrer Stimmbänder zorniger Folterknecht, und sie verstummen nicht und sehen nicht und blicken leuchtend rot in die Hitze des Gefechts.

### Gehege III

Da ist er, nackt und verschwitzt, und er hämmert, hämmert gegen den Muttermund seiner Freundin, die doggie vor ihm kniet und auf eine Weise keucht und stöhnt, die es ihm unmöglich macht zu erkennen, ob sie erregt ist oder Schmerzen hat, aber wichtig kann ihm das

schon lange nicht mehr sein. Rein, raus, rein, raus, er spürt fast nichts, aber das ist auch nicht das Ziel, es geht ihm um die Taubheit, und das Fleisch ihrer Hüften ist so weich unter seinen Nägeln, und er blickt und er kommt und kommt nicht, seines Orgasmus Jäger, und er hört nicht auf und sieht nicht und blickt blicklos in die Dumpfheit seiner unterstimulierten Eichel.

#### Gehege IV

Da knie ich, das Gesicht verschmiert mit Schlamm, und Menstruationsblut an den Oberschenkeln, da knie ich mit dem Gesicht zum Himmel und aufgerissenen Augen, und der Himmel scheint aus Stahl und tot zu sein. Ich weiß, dass er es nicht ist, ich sehe das Grün der Blätter und rieche die lebendige Feuchte des Holzes, wie damals als Kind, und meine Augen quellen über, als wollten sie sich reinwaschen von abgestorbener Scheiße, aber ich blicke nur und starre, meiner Kryostase Kühlgut, und ich habe verlernt zu frieren und sehe nicht und blicke schockgefroren ins Antlitz des Scheintods dieser Welt.

#### Gehege V

Da sitzt ihr und studiert, den Hosenboden nass vom Ausfluss eurer Hirne, denn ihr lernt und lernt und lernt Bulimie und ohne jeden Genuss, denn das Wissen zelebrieren im Moment des Erlangens müsst ihr nicht, geschweige denn es behalten. Eure Mägen mahlen mühsam, gurgelnd quetscht der Darm Studentenfutter durch seine Schlingen, deren Windungen so viel kunstvoller sind als eure gebogenen Wirbelsäulen, und ihr blickt und ihr blättert um, eurer guten Noten Verfolger, und ihr begreift nicht und ihr seht nicht und blickt erkenntnislos in den grauen Wirbelsturm, den die Spannung von Schwarz auf Weiß beschworen hat.

#### Gehege VI

Da sitzt du, sitzt und frisst mit blutigen Lippen und menschlichen Reißzähnen, das halbzerkaute Brot klebt dir im Schnurrbart, am Kinn, und du schlingst, schlingst den Humus vom Naschmarkt hinunter als schmeckte er scheußlich, dabei hast du einfach nur kaum fünf Minuten Zeit. Dein Körper hält das schon aus, du hast ihn ja darauf getrimmt, aber was ist mit dir? Der Sesam steckt zwischen deinen Zähnen, deine Mundhöhle ist voll von gehetztem Speichel, und du blickst und du frisst, deiner Zeit Vergeuder, und hastest schon weiter und du siehst nicht und blickst hinab in das Rosa deines ungesättigten Magens.

#### Des Zoos Zaun

Da gehen wir, Scherben und Splitter in den Fußsohlen, und halten uns an den Händen, aber wir sind verstummt, ertaubt, für uns selbst und füreinander, und doch sprechen wir, werfen mit Wörtern um uns wie mit Konfetti, merken gar nicht, dass sie auf dem Weg zu Munition werden. Wir blicken und wir wissen es, unserer Paralyse nicht wehrhaft, wir verschließen uns voreinander und fühlen die Wärme nicht mehr und sehen nicht und blicken in den Schlund der Einsamkeit in der Menge.

## ***Danksagung***

Ganz herzlich danken wir unseren Partnern, die **TEXTE. Preis für junge Literatur 2019** erst ermöglicht haben (in alphabetischer Reihenfolge), und den unterstützenden Wiener Bezirken:

Bildungsdirektion Burgenland	1., Innere Stadt
Bildungsdirektion Kärnten	3., Landstraße
Bildungsdirektion Niederösterreich	4., Wieden
Bildungsdirektion Oberösterreich	5., Margareten
Bildungsdirektion Salzburg	8., Josefstadt
Bildungsdirektion Tirol	9., Alsergrund
Bildungsdirektion Wien	10., Favoriten
Buchhandlung Aichinger, Bernhard & Comp.	11., Simmering
Bundeskanzleramt	12., Liesing
Burgtheater	13., Hietzing
DelFabro	14., Penzing
Industriellenvereinigung	15., Fünfhaus
Kultur Niederösterreich	16., Ottakring
Kurier	17., Hernals
Land Salzburg	18., Währing
Lhotzkys Literaturbuffet	19., Döbling
Literarmechana	20., Brigittenau
Literaturmuseum Wien	21., Floridsdorf
Schwarzes Kameel	22., Donaustadt
Schweizer Botschaft	23., Liesing
Schauspielhaus Zürich	
Webster University	
Wien Kultur	
WKO	

Schließlich gilt unser ganz besonderer Dank wie jedes Jahr dem unermüdlichen Karl Blüml, aufgrund dessen Initiative diese Broschüre auch heuer wieder ermöglicht wurde, und der Bildungsdirektion Wien für die Unterstützung bei der Umsetzung.

Informationen zu **TEXTE. Preis für junge Literatur:**

**[www.texte.wien](http://www.texte.wien)**





# TEXTE

*Preis für junge Literatur*

Über 300 Einreichungen bildeten das Fundament für den Erfolg von **TEXTE – Preis für junge Literatur 2019**. Vom Verein Literarische Bühnen Wien produziert und veranstaltet, hat der von Christoph Braendle geleitete Schreibwettbewerb für junge Leute im Alter von 14 bis 19 Jahren im Laufe weniger Jahre einen internationalen Status erreicht, der belegt, wie notwendig diese Plattform ist.

Das Thema 2019 lautete:

## Können wir noch?

Die fünfundzwanzig besten Texte 2019  
stammen aus der Feder von:

Esma Ahmedi  
Alexandra Aigner  
Anna Bauer  
Laetitia Blahout  
Karoline Breschar  
Leonie Deutschmann  
Paula Dorten  
Vita Duit

Lisa Gmeiner  
Anca Ioana Goanta  
Patrick Green  
Deeksha Joshi  
Fanny Koelbl  
Fiona Kreindl  
Melanie Kremnitzer  
Elisabeth Kugler  
Philipp Lang

Marlene Lehdorfer  
Hannah Oppolzer  
Susanna Pogacar  
Laura Sark  
Bernadette Sarmann  
Lara Schabauer  
Sara Schmiedl  
Ursula Zaiser